

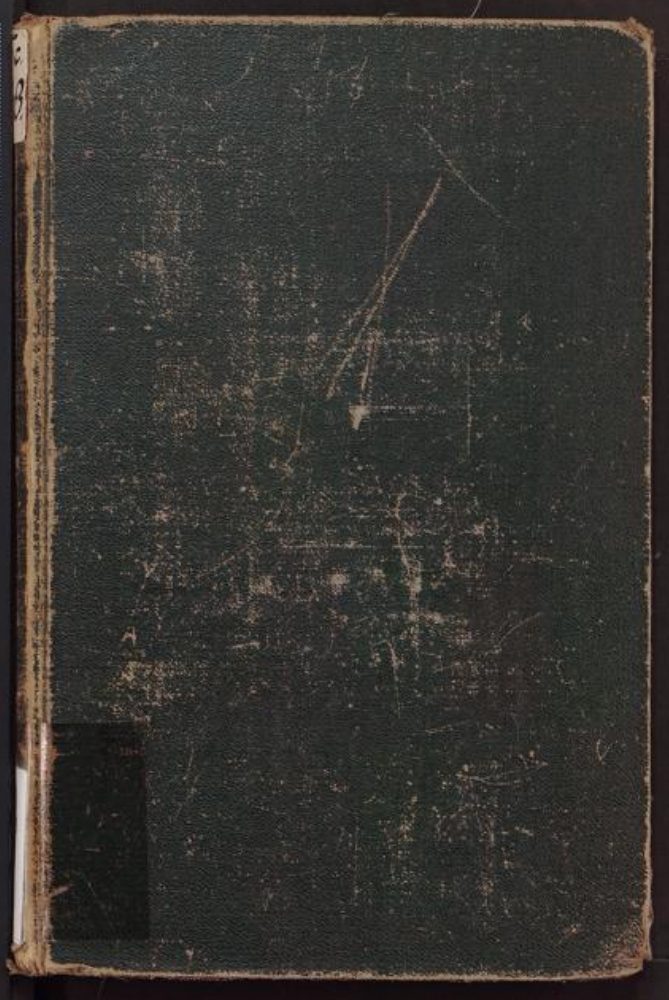


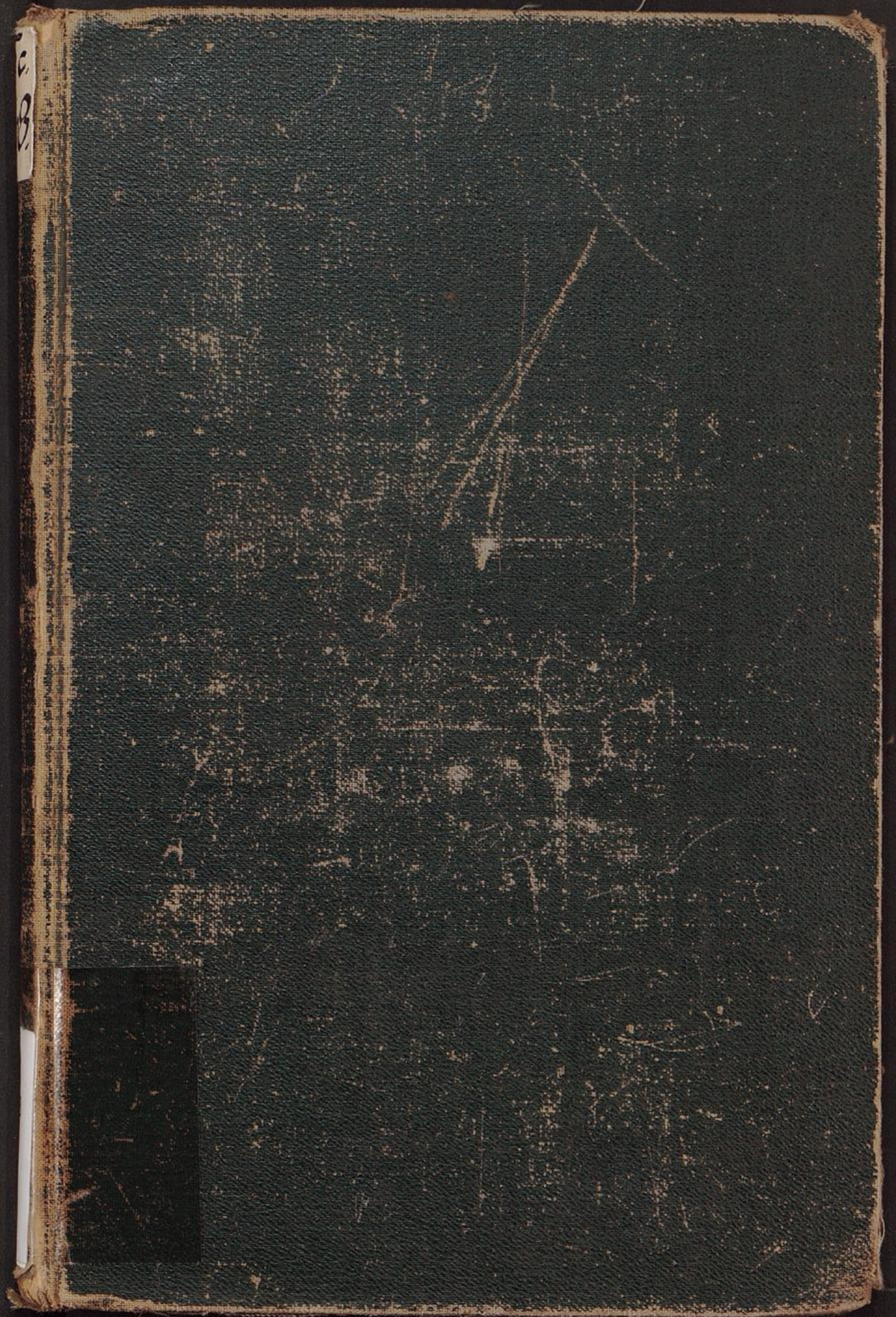
Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

**1898/1899**





2 Er 3

enthält

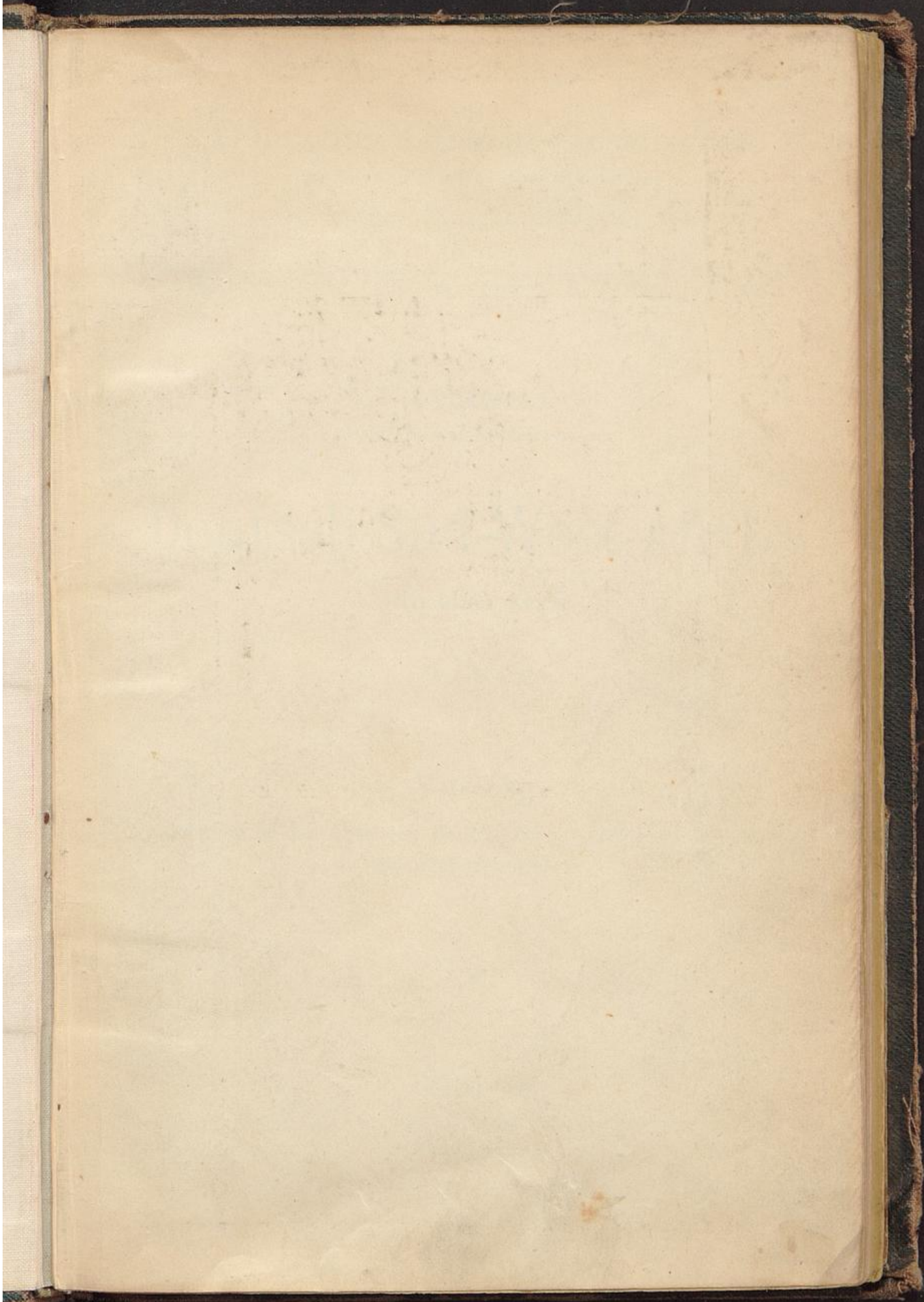
Karten auf Tische

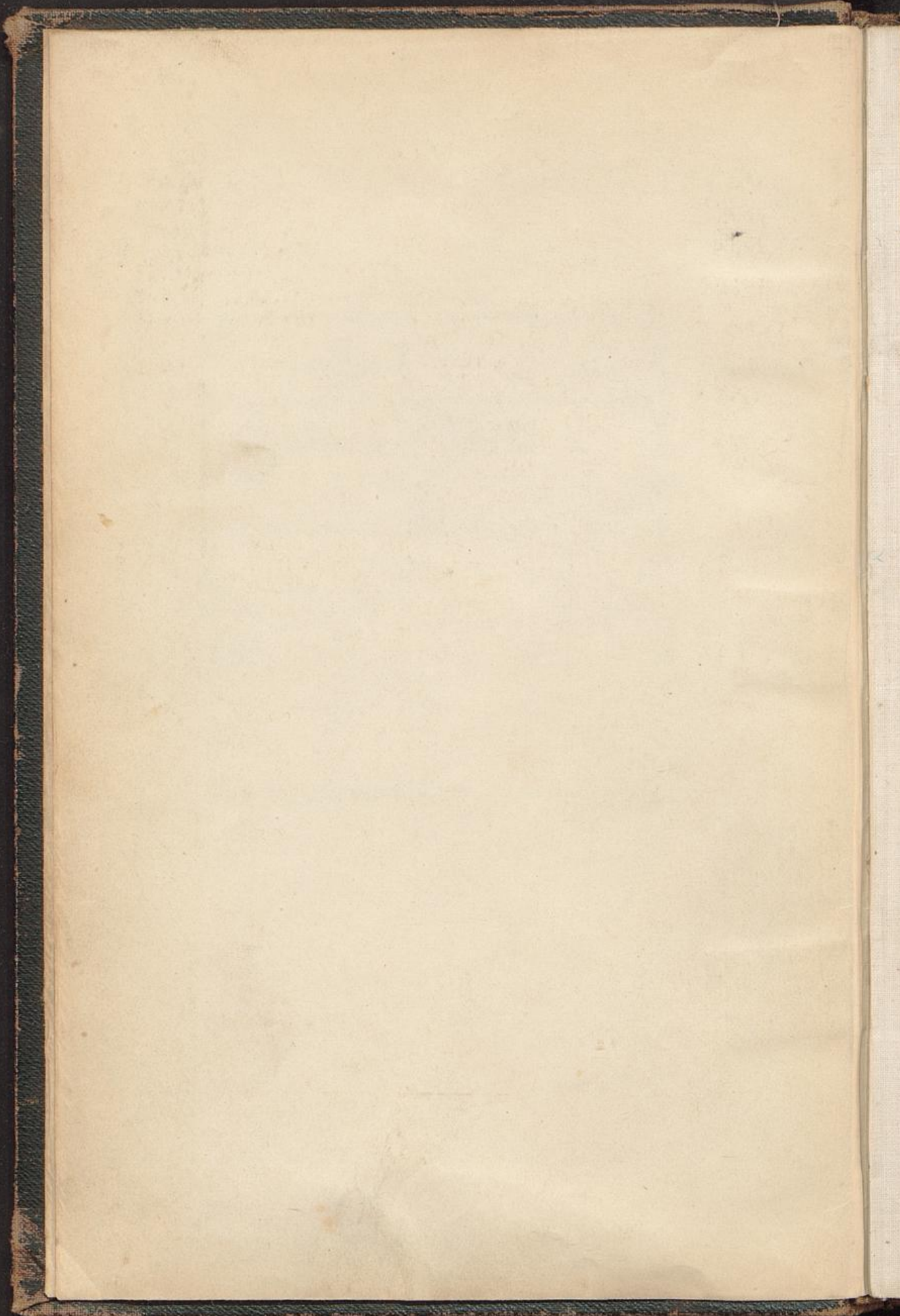
48

120

und eine Karte von Delft

Fc568





# Deutsche Kolonial-Gesellschaft

Abteilung: Berlin-Charlottenburg.

—••• Verhandlungen 1898/99. •••—

Heft 1.

---

Leutwein,

Major, Kaiserl. Landeshauptmann.

## Deutsch-Süd-West-Afrika.

Mit einer Karte.

---

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

---

Berlin 1898.

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:  
Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat, vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.  
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
Fritz Friedländer.  
Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.  
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
Imberg, Rechtsanwalt.  
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
W. Staudt.  
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
Stücklen, Fabrikbesitzer.  
Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin S., Alexandrinenstrasse 68/69 wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



## Verhandlungen der deutschen Kolonialgesellschaft Abteilung Berlin-Charlottenburg.

Das Jahresabonnement der Verhandlungen beträgt für Mitglieder der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft M. 3.—, für Nichtmitglieder M. 6.—. Die Zahlung des Abonnementsbeitrags hat direkt an die Verlags-handlung zu erfolgen. Es erscheinen durchschnittlich sechs Hefte, die einen Jahrgang bilden.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

---

Verhandlungen

der

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1898/99.

[Bd 3.]



Staatsbibliothek

Lesehalle

in

BREMEN

Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

Deutsche Kolonialgesellschaft

Verhandlungen

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1898 99



Fc 0568  
~~34F 996~~



Fc 568

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

- Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
 Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
 vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
 Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
 Der Schriftführer: Emil Selberg.  
 Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
 Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
 Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen,  
 Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
 Fritz Friedländer.  
 Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.  
 Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
 Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
 Imberg, Rechtsanwalt.  
 G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
 Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
 Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
 W. Staudt.  
 Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
 Stücklen, Fabrikbesitzer.  
 Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
 Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1) <b>Deutsch Süd-West-Afrika</b> , mit einer Karte, von Major Leutwein, Kaiserl. Landeshauptmann . . . . .	1
2) <b>Ueber die Ergebnisse meiner Reisen in Deutsch-Ostafrika</b> , von W. Bornhardt, Bergassessor . . . . .	49
3) <b>Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission</b> , mit einer Karte, von Pater Adams . . . . .	83
4) <b>Industrielle und Eisenbahn-Unternehmungen in China</b> , mit einer Kartenskizze der Besitzverhältnisse und Interessensphären, sowie der konzessionierten und projektierten Eisenbahnen in Ostasien, von von Brandt, Kaiserl. Deutschem Gesandten a. D., Wirkl. Geh. Rat . . . . .	121

# Deutsch-Süd-West-Afrika.

Mit einer Karte.

Vortrag

von

Leutwein, ✓

Major, Kaiserl. Landeshauptmann.



Die Versammlung fand statt am Freitag, den  
14. Januar 1898 im grossen Saale des Hotel Kaiserhof.

---

Nachdem der Vorsitzende, Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg*, die Sitzung eröffnet hatte, ertheilte er dem Kaiserlichen Landeshauptmann Herrn Major *Leutwein* zu seinem Vortrage „Deutsch-Süd-West-Afrika“ das Wort:

Meine Damen und Herren!

Dem an mich herangetretenen Ansuchen, hier an dieser Stelle über das Schutzgebiet, an dessen Spitze ich zu stehen die Ehre habe, zu sprechen, bin ich gern nachgekommen. Haben Sie doch, die Sie in der Heimat und vor allem in der Reichshauptstadt thatkräftig für die koloniale Sache mit eintreten, gewiss das Recht, von uns da draussen Auskunft zu verlangen, wie es dort steht. Vor allem aber ist es zweifellos, dass der koloniale Gedanke in den breiteren Schichten unseres Volkes noch nicht Wurzel genug gefasst hat. Hier Wandel zu schaffen, dazu können Vorträge von landeskundiger und noch dazu verantwortlicher Seite sicher das meiste beitragen.

Mein Vortrag wird nacheinander behandeln:

- 1) nach der Einleitung die ethnographischen Verhältnisse des Schutzgebietes als Grundlage des Verständnisses für das folgende,
- 2) die historische Entwicklung desselben seit meinem Eintreffen daselbst,
- 3) dessen wirtschaftliche Bedeutung und Zukunft.

Ich werde versuchen, denselben so kurz wie möglich zu gestalten. Doch war die Fülle des Stoffes zu gross, und Sie werden im Verlaufe des Vortrages selbst sehen, dass ich noch manches bei Seite geschoben habe, dessen Darstellung wohl von Interesse gewesen sein würde.

Als ich die Ehre hatte, genau in der Neujahrsnacht 93/94 zum ersten Male den Boden unseres Schutzgebietes zu betreten, war die Lage des letzteren durchaus keine rosige. Lang andauernde Kriegsunruhen hatten dessen wirtschaftliche Entwicklung, soweit von einer solchen überhaupt schon gesprochen werden konnte, bereits wieder im Keime erstickt. Die Eingeborenen standen uns teils als offene, teils als heimliche Feinde, mindestens aber in höchst zweifelhafter Neutralität, gegenüber; einzig die Bastards in Rehoboth, ein Stamm von etwa 2000 Seelen, waren offen auf unsere Seite getreten. Fern sei es von mir, aus dieser einfachen Darstellung gegebener Thatsachen irgend jemand einen Vorwurf zu machen. Nicht Personen waren die Ursache der damaligen Lage, sondern die Verhältnisse. Wohl ist es ein gutes Wort, das einst Fürst Bismarck gesprochen hat; „In den Kolonien muss der Kaufmann vorangehen, der Soldat und die Verwaltung nachfolgen.“ Indessen der Soldat darf nicht zu lange auf sich warten lassen und, wie überall, so lässt sich auch hier kein für alle Fälle giltiges Schema aufstellen. Unsere südwestafrikanischen Eingeborenen kannten den Weissen schon seit 50—60 Jahren. Aber nicht als stolzer Eroberer ist er zu ihnen gekommen, sondern als Missionar, Händler und Jäger, mithin in durchaus friedlichem — um nicht zu sagen untergeordnetem — Gewand, als Bittender, oft gezwungen, sich der zum Teil recht wunderlichen Rechtsprechung der Landesbewohner zu fügen. Als dann schliesslich noch der deutsche Diplomat eingriff, so kam auch dieser nicht in stolzer Rüstung, sondern vereinzelt, sowie als Bittender, Schutz verheissend, wo er einen solchen zu gewähren nicht in der Lage war. Das war nämlich die Art unserer Besitzergreifung in Südwestafrika. Es wurden

mit den Eingeborenen Schutzverträge abgeschlossen und diejenigen, welche dies im Namen des Reichs thaten, hatten vorläufig direkt nicht die geringste Macht hinter sich. Wenn trotzdem damals die hochfahrenden Hereros, sowie die freiheitliebenden Hottentotten zum grössten Teil sich unter deutschen Schutz gestellt haben, so haben sie dies nicht der schönen Augen des deutschen Unterhändlers willen gethan, sondern weil sie es mit dem verheissenen Schutz ernst meinten. Der ewigen Kriege unter sich satt, wollten sie einer gegen den anderen geschützt sein. Als dann dieser Schutz in der Folge ausblieb, ergriff die Eingeborenen, an der Spitze die Hereros, neben der Missachtung gegen die Weissen auch noch Missmut und Erregung, deren Ausbrüche schliesslich zur Abreise des damaligen deutschen Regierungsvertreters geführt haben. Es geschah dies 1891, sieben Jahre nach der ersten deutschen Besitzergreifung. Jetzt erst sandte das Reich Soldaten und zwar in den Jahren 1891 bis 93 steigend von 30 bis 350 Mann, welche letztere ausreichend erschienen, dem Lande Ruhe und Ordnung zu verschaffen.

Ich gehe nun zum ersten Teil meines eigentlichen Vortrages über, nämlich zur Schilderung der ethnographischen Verhältnisse unseres Schutzgebietes.

Im Süden des letzteren wohnen die Hottentotten, auch Namas genannt, damals in 8 selbständige Stämme zersplittert und zwar in Bethanier, Bondelszvars, Feldschuhträger, Bersebaer, Witboois, Franzmann-Hottentotten, die „rote Nation“ und endlich ganz im Osten die Khanas-Hottentotten. Von diesen Stämmen hatten damals zwei ihre Wohnsitze gewechselt und zwar die Witboois freiwillig, die „rote Nation“ unfreiwillig. Die ersteren hatten unter Führung Hendrik Witboois Gibeon verlassen und sich in Hornkranz festgesetzt, um ihren Feinden, den Hereros, näher zu sein; die letzteren waren von den Witboois aus ihrem Wohnsitz Hoachanas vertrieben worden und lebten damals zerstreut unter den übrigen Hottentotten sowie den Hereros. Beide sind durch die deutsche Regierung später in ihre alten Wohnsitze zurückgeführt.

worden. Ein dritter Stamm, der Stamm der Khanas-Hottentotten ist dagegen nach mehrmaligen Kriegszügen von unserer Seite gegen sie ganz verschwunden und befindet sich zur Zeit noch kriegsgefangen in Windhoek. Im mittleren Teile des Schutzgebietes wohnen die bereits genannten Bastards mit ihrem Hauptplatz Rehoboth. Abzweigungen dieses aus Abkömmlingen von Buren und Hottentotten bestehenden Volkes wohnen auch in Rietfontein und Grootfontein. Im nördlichen Teile des Schutzgebietes wohnt das mächtige Volk der Hereros, scheinbar unter einem in Okahandja residierenden Oberhäuptling vereinigt, thatsächlich aber gleichfalls in verschiedene Stämme gespalten. Der äusserste Norden endlich ist von den Ovambos besetzt, welche, wie die Hottentotten, sowohl nominell, wie thatsächlich, in verschiedene selbständige Stämme zerfallen. Im Kaokofeld, nordwestlich des Hererolandes leben ferner noch zwei Hottentottenstämme, die Toopnars und die Zwartboois, welche während der früheren ewigen Kriegsunruhen dorthin versprengt worden sind. An der Spitze sämtlicher genannter Stämme stehen Häuptlinge, nach holländischer Sitte auch Kapitäne genannt, aber nur bei den Ovambos mit absoluter Machtvollkommenheit ausgestattet, bei den Hereros und Hottentotten dagegen durch den Rat der Ältesten stark beschränkt. Zwischen den genannten Hauptvölkern zerstreut, z. T. als Diener derselben und ohne eigene Stammesverbände, leben noch die Bergdamaras und die Buschmänner, wohl die Ureinwohner und von den späteren Eindringlingen unterdrückt.

Die Gesamtstärke beträgt etwa:

20 000 Hottentotten,

4 000 Bastards,

100 000 Hereros.

120 000 Ovambos.

Die Buschmänner und Bergdamaras sind schwer zu schätzen, sie mögen vielleicht zusammen 50 000 Köpfe betragen. Sonach würden in einem Lande, welches ein und einhalbmal so gross wie Deutschland ist, 300 000 Menschen

wohnen; mithin wäre für weisse Einwanderung noch Raum genug, ohne dass wir die Eingeborenen zu sehr zu beengen brauchten. Die Weissen, deren Zahl z. Zt. etwa 2700 beträgt, wohnen neben den Eingeborenen in den Hauptorten Windhoek, zugleich Sitz der Regierung, Keetmannshoop, Rehoboth, Otjimbingue, Okahandja, Omaruru und Svakopmund. Als Farmer haben sie die Gegend östlich Windhoek zwischen diesem Platze und Gobabis zu besetzen begonnen. In Bezug auf Hautfarbe sind bei uns alle Schattierungen vertreten, die Hottentotten und die Bastards sind gelb-weiss, die Hereros und Ovambos chokoladebraun, die Buschmänner rot und die Bergdamaras schwarz. Das Christentum hat bei unseren Eingeborenen schon seit 60 Jahren Eingang gefunden (Rheinische Mission), die Hottentotten und Bastards sind fast durchweg Christen, bei den Hereros und Ovambos sind dies meist die Häuptlinge mit den Grossleuten, bei den Bergdamaras und Buschmännern ist mit der Christianisierung erst begonnen worden. Neuerdings ist zu der evangelischen Mission auch die katholische als Kulturfaktor hinzugetreten; der letzteren sind diejenigen Stämme überwiesen, welche noch ausserhalb des Bereichs der evangelischen Mission liegen.

Vermöge des langen Wirkens der Mission ist der Kulturzustand unserer Eingeborenen bereits ein verhältnismässig hoher. Die sämtlichen Christen, sowie die reicherer Heiden gehen in europäischer Kleidung. Als Kirchen- und Schulsprache haben die Missionare das von den Buren eingeführte Holländisch angenommen, in welcher Sprache man sich nunmehr mit allen Stämmen verständigen kann, da sich bei jedem derselben eine Anzahl findet, welche derselben mächtig ist. Auch die Korrespondenz mit den Häuptlingen, sowie dieser unter sich, wird holländisch geführt.

Mit den Missionaren waren aber auch Händler und Jäger gekommen und damit die Schattenseiten unserer Kultur. Unsere Eingeborenen sind leidenschaftliche Raucher, sowie leidenschaftliche Liebhaber von Alkohol. Was aber für

uns noch unangenehmer ist, sie kennen und besitzen den Hinterlader schon seit 20—30 Jahren. Ihre Fechtweise ist durchaus europäisch, und wir werden daher in Südwest-Afrika von Gefechten, in welchen 50 Reiter der Truppe tausende von Eingeborenen in die Flucht geschlagen haben, nie etwas zu hören bekommen.

Nominell erstreckte sich die deutsche Herrschaft Anfang 1894 über das ganze Nama- und Hereroland, thatsächlich konnte sie indessen nur in Windhoek, wie bereits erwähnt, dem Hauptort und Sitz der Regierung, sowie auf dem Weg zur Küste ausgeübt werden, da die Schutztruppe, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, des noch andauernden Witbooi-Krieges halber, in Windhoek konzentriert bleiben musste, und auch irgend ein Verwaltungsapparat ausserhalb des genannten Platzes nicht vorgesehen war. Heute beherrschen wir — um dies vorgreifend zu bemerken — mit der auf etwa 700 Mann verstärkten Truppe, das ganze Schutzgebiet mit Ausnahme des Ovambolandes, mithin ein Gebiet, etwa so gross wie Deutschland. Ein Netz von Militärstationen gewährt Schutz, ein einfacher Verwaltungsapparat hält die staatliche Autorität aufrecht und verbürgt geordnete Rechtspflege. Das Ovamboland haben wir zur Zeit noch ausserhalb unseres thatsächlichen Machtbereichs gelassen, da es bis jetzt dort nichts zu schützen giebt. Vorläufige Versuche zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit den Ovambos hatten dagegen bis jetzt wenig Erfolg. Vielmehr deuten alle Anzeichen darauf hin, dass dieses Volk oder vielmehr die um ihre Macht besorgten Häuptlinge, mit Gewehr bei Fuss zu unserem Empfang bereit stehen. Ein freundschaftlicher Brief meinerseits im Jahre 1895 an den mächtigsten Ovambohäuptling, Kambonde, wurde z. B. dahin beantwortet, dass alles recht schön sei, was ich da geschrieben hätte, indessen wünschte mich der Häuptling in seinem ganzen Leben nicht zu sehen. Denn die Deutschen kämen wohl mit freundlichen Worten, aber wenn sie da seien, wollten sie regieren, regieren aber könne er allein, gewiss durchaus logisch.

Zwischen all' den bisher genannten Völkerschaften des Schutzgebietes, namentlich zwischen Hottentotten und Hereros, hatte früher ununterbrochener Kriegszustand geherrscht. Die Hereros sind ein erwerbendes, daher reiches, die Hottentotten dagegen ein lediglich verbrauchendes, daher armes Volk. Kein Wunder, wenn die gewaltigen Viehherden der ersteren die letzteren zu beständigen Raubzügen reizten, zumal sie in Bezug auf kriegerische Eigenschaften den Hereros überlegen waren. Die Führung in diesen Kriegen pflegte bei den zersplitterten Hottentotten irgend ein thatkräftiger Kapitän zu übernehmen, ohne dass es jedoch einem solchen je gelungen wäre, hierbei sämtliche Namastämme zu vereinigen. Dies verhinderte die gegenseitige Eifersucht der Kapitäne. Zuletzt war dieselbe an den uns wohl allen dem Namen nach bekannten Kapitän Hendrik Witbooi, einen Mann von besonderer Genialität und Thatkraft übergegangen. In der Folge ist derselbe auch für uns von solcher Bedeutung geworden, dass es sich wohl lohnen dürfte, eine kurze Zeit bei seiner Persönlichkeit zu verweilen.

Hendrik Witbooi ist keine imponierende Erscheinung, er ist, wie man bei uns zu sagen pflegt, kein „Blender“. Aber er imponiert bei näherer Bekanntschaft doch, und zwar durch seine auf unbeugsame Willenstärke gegründete Ruhe und Sicherheit. Kein unüberlegtes Wort habe ich je aus seinem Munde gehört. Langsam, aber sicher ist seine Rede. Aus dem festgeschlossenen Munde spricht Energie, aber auch ein unverkennbarer Zug von Herbheit. Im übrigen kann ich den Kapitän nicht besser schildern als mit den Worten seines besten Kenners, des damaligen Premier-Lieutenants von Burgsdorff, jetzt Bezirkshauptmann in Gibeon. Derselbe schilderte bereits im Jahre 1895 Witbooi und seine Leute wie folgt:

„Das Volk Hendrik Witboois ist das lebenskräftigste des Namalandes, der Schrecken und der Stolz des Landes. Solange die Witcamps sich nicht unterworfen hatten, solange sie kühn und selbstbewusst, ihre weissen Hüte schwenkend

durch die Berge sprengten, war der „Dütschmann“ keineswegs Herr im Lande; und wenn auch die anderen Kapitäne der Eingeborenen ihre Unterwerfung unter das deutsche Regiment ausgesprochen hatten, so war dies vorwiegend eine dem plötzlichen Zwange gefolgte Aeusserlichkeit. Es waren die Kleinen, die auf den Zeitpunkt warteten, zu dem der Grosse, der ehrlich und offen stets seine Unabhängigkeit wahren wollte, mächtiger seine Schwingen zu regen anfing. Und dieser Zeitpunkt schien jetzt gekommen: Unterstützungen waren den Witkamps von allen Seiten zugegangen; Munition stand ihnen reichlich zur Verfügung, es begann ein ernster, heftiger Kampf; es galt die Aufwendung unserer äussersten Energie, sonst wäre dieser Krieg wohl angefangen, aber nicht zu Ende geführt worden! Und was wären alsdann die Folgen gewesen? — Allgemeiner Aufstand im Namalande und unabsehbare Kriege.

„Zwei Momente nun sind es, welche den Witboois solche Kraft und Bedeutung verliehen, dass der Kampf mit ihnen wohl grössere Schwierigkeiten hervorrief, als es eine europäische Truppe als Gegner gethan hätte.“

„Die Persönlichkeit des Kapitäns Hendrik verkörpert die eine Gewalt; „hei is en diegen Kerl“, sagte mir einst ein Afrikaner. Eine stille, überlegende Natur, ein bescheidener Mensch, dem weder das demütig Kriechende, noch das protzen- und geckenhaft sich Ueberhebende der gewöhnlichen Hottentottenseele eigen ist, tritt uns in diesem etwa 70jährigen, kleinen Mann gegenüber, dessen Auge die Schlaueit eines Fuchses zeigt, aber auch treu und ehrlich blicken kann, wenn sein Herz warm wird und sein Gefühl ihm Vertrauen diktiert. Wie alle Hottentotten, sind er und sein Volk Christen. Unbegrenzte geistige Gewalt, zu deren Erlangung er sich das Christentum wohl zu Nutzen gemacht hat, übt er auf seine Unterthanen aus, die blind und unbedingt in seinem Bann stehen.“

„Er fing an im Süden des schwarzen Erdteiles die Bahnen zu wandeln, die im Norden mit Erfolg der Mahdi betreten.

2 6 v 3

Bezeichnend ist, was mir ein lange im Lande lebender Missionar erzählte: „Vor etwa 12 Jahren hätte ihm Hendrik einst gesagt, ein Cäsar, ein Alexander, ein Napoleon seien grosse Männer für ihre Völker gewesen, sie hätten weite Länder erobert und ihrem Vaterland Ruhm und Ehre gebracht, nun müsse das Hottentottenvolk doch auch einmal einen solch grossen Herrscher haben!“

„Was Hendrik sagte und that, war für sein Volk göttliche Mission. Lätete der kleine Mann eines Tages in seiner alten Residenz Gibeon die Kirchenglocken und strömte das Volk herbei, so vernahm es in ehrfürchtigem Staunen, dass sein Herrscher in der Nacht von Gott Befehl erhalten habe, das benachbarte Hereroland mit Krieg zu überziehen. „Gottes Geheiss“ war es und auf „Gottes Geheiss“ wurden die Hereros geschlagen und mussten es erleben, dass ihre schönen prächtigen Viehherden in die Kraale der Wittcamps getrieben wurden. Jahrelange Kriege mit den Hereros folgten.“

„Setzt Euch aufs Pferd und reitet im Schritt durch Mahareros Residenz, Gott hat mir gesagt, Euch wird nichts geschehen!“ So lautete der Befehl, welchen Kapitän Hendrik zweien seiner Krieger gab. — Gott hatte durch ihren Herrscher gesprochen, also war der Todesritt ohne Weiteres auszuführen. Der eine Mann nur kam zurück. Der andere war erschossen: ihn hatte doch zuletzt die Angst gepackt, und auf seinem Pferd den Ziambock schwingend, hatte er in der Karriere die feindliche Werft durchquert, während der erstere, dem Herrscherbefehl gemäss, im Schritt unangefochten das jenseitige Thor und die heimatlichen Pontocks erreicht hatte.“

„Solche und ähnliche Geschichten konnten nur dazu beitragen, die Macht und das Ansehen des Kapitäns von Gibeon zu einem nahezu übernatürlichen zu machen.“

„Die Kriege mit den Hereros wurden nur unterbrochen und abgelöst durch Kriege mit anderen Hottentottenstämmen, dann mit den Damaras, mit den Bastards und schliesslich in den letzten Jahren mit den ins Land „eingedrungenen Deutschen“.“

„Für Witbooi war der „Dütschmann“ naturgemäss der unberechtigte Eindringling, mit dem er bereits üble Erfahrungen gemacht hatte und welchen nunmehr als Herr anzuerkennen oder welchem sich zu unterwerfen ihm sein stark ausgeprägtes Selbst-, National- und Herrschergefühl verbot. — Der gewöhnliche Ausspruch lautet, Hendrik leide an Grössenwahn. Aber ein Grössenwahn hat eine gewisse Berechtigung, wenn etwas dahinter steckt, und wenn er nicht allzu sehr über das Ziel hinausschiesst. Dann wird aus dem Wahn das berechtigte Selbstgefühl, welches ein absoluter Regent, mag er auch nur ein afrikanischer — und für unsere Verhältnisse winziger — sein, haben muss.“

„Die zweite Ursache, die die Macht Wittboois zu stärken geeignet war, bildete der langwierige Guerillakrieg, den die Truppe seither geführt hatte, ohne einen entscheidenden Schlag führen zu können.“

„Dieser jahrelang dauernde Kampf hatte dem jetzt überwundenen Feind Schulung und Disziplin verliehen und ihm die Kenntnis beigebracht, wie der Europäer erfolgreich zu bekriegen ist. Hendrik führte seinen Orlog (Krieg) und leitete seine Gefechte mit einer Umsicht und einem Verständnis, als wäre er durch die Schule eines Generalstabes gegangen; mit einer Meisterschaft lieferte er seine tagelangen Rückzugsgefechte, wusste seine grosse Werft (Frauen und Kinder) und seine Viehherden so geschickt und sicher vor dem immer nachdringenden Deutschen zu leiten, dass man als Berufssoldat ihm seine Bewunderung nicht versagen kann.“

„Aber nicht nur der Feldherr hatte gelernt — dessen Wissen und Können waren zum Teil wohl angeboren —, sondern in der Hauptsache seine Soldaten. Wenn auch mancher seiner Gesellen den Schrapnel- und Büchsenkugeln zum Opfer fallen musste, Ersatz war stets dagewesen. Mit Stolz wurde jeder Hottentott Witbooischer und reihte sich mit Freuden unter die Hendrikschen Weissshüte. Diszipliniert und bedürfnislos, seinem Herrn bis zum Tod ergeben, vortrefflichster Scharfschütze und Meister in der Benutzung des

Geländes — bei diesen Vorzügen dann noch zerlumpt und bettelhaft und gewöhnlich nichts weiter sein eigen nennend als ein Pferd und ein gutes Schiessrohr. Dies der Hendrik-sche Orlogmann! <sup>1)</sup>“

Ich meinerseits kann diese Darstellung nur Wort für Wort unterschreiben und möchte nur noch hinzufügen, dass Hendrik Witbooi an sich nie ein Feind der Weissen gewesen ist. So viel es möglich war, hat derselbe diese während seiner zahlreichen Kriege mit den übrigen Eingeborenen stets zu schonen versucht. Dies Verhältnis änderte sich naturgemäss, nachdem wir im April 1893 den Krieg mit ihm mittelst Angriff auf seinen Zufluchtsort Hornkranz begonnen hatten. Es geschah solches zu dem Zweck, den Kapitän von seinen ewigen Kriegszügen gegen die Hereros abzuhalten und dem Schutzgebiete Ruhe und Frieden verschaffen. Ob dieser Krieg notwendig gewesen ist, oder ob, wie von mancher Seite behauptet wird, Hendrik Witbooi bei richtiger Behandlung sich auch so unterworfen bezw. mindestens Ruhe und Frieden gehalten haben würde, wer vermag das jetzt noch zu entscheiden? Wir werden im Verlauf meines Vortrags in Bezug auf Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft den Kapitän noch von solcher Hartnäckigkeit finden, dass mindestens dieser Fall recht zweifelhaft erscheint! Bedauerlicher Weise aber hatte nicht verhindert werden können, dass Witbooi, welcher in kluger Voraussicht das drohende Unheil wohl kommen sah, sich rasch mit den Hereros vertrug. Infolge dessen konnte auf der einen Seite der Kapitän mit einem gewissen Schein von Recht behaupten, er sei zu Unrecht angegriffen worden, auf der anderen Seite aber wollen die Hereros bis zum heutigen Tage nicht einsehen, dass unser Eingreifen zu ihrem Gunsten geschehen war und dass sie uns dafür Dank schuldig seien. Beide Teile berufen sich bei ihren Erwägungen auf den bereits vorher zwischen ihnen abgeschlossenen Frieden. Leider blieb ferner dem Angriff auf Hornkranz insofern ein völliger Erfolg versagt, als die Ver-

<sup>1)</sup> Aus dem Mil. Wochenblatt No. 44 vom Jahre 1895.

nichtung des Gegners nicht gelungen war. Dem Letzteren war im Gegenteil noch Kraft genug zu einem ferneren, andert-halb-jährigen Widerstande verblieben. In diesem war der Kapitän, wenn auch oft geschlagen, in seinen und der Eingeborenen Augen bis zu seiner thatsächlichen Unterwerfung moralisch der Sieger geblieben. Denn in Kolonialkriegen handelt es sich nicht um Erringung von Siegen, sondern um die Erzwingung des Friedens. Die schönsten Siege nützen nichts, wenn durch sie nicht der Frieden erzwungen wird. Und dies ist im Kriege gegen Eingeborene recht schwer. Denn die Eingeborenen machen sich aus dem Verlust an Ehre infolge einer Niederlage gar nichts, aus dem Verlust an Land aber noch weniger. In kurzer Zeit sind sie an einer neuen Wasserstelle wieder häuslich eingerichtet. Erhalten sie hier wieder Luft, dehnen sie sich gummiball-ähnlich aus, um bei drohender Gefahr sofort sich abermals zusammen zu schliessen. Sie kennen keine Front, keine Flanken, keine Rückzugslinie, für sie führt die letztere überall hin.

Die Besiegung eines solchen Gegners ist weitaus schwieriger, als diejenige eines europäischen. Zu ihr bedarf es anderer Mittel, als dort. Ueber sie mich näher auszulassen, würde mich jedoch hier zu weit führen. Ich werde dies an anderer Stelle thun.

Im Uebrigen geben, um dies hier einschaltend zu bemerken, diese Schwierigkeiten mit einem Schlüssel zu meinem bisherigen ablehnenden Verhalten dem Versuche gegenüber, mich zu einer Entwaffnung der Hereros zu veranlassen, Versuche, die allerdings bis jetzt nur von nicht verantwortlicher Seite ausgegangen sind. Ein solcher Versuch würde, ohne den Erfolg zu verbürgen, einen blutigen, ja grausamen Krieg aller gegen alle zeitigen. Und wie leicht ist ein Kolonialkrieg entfesselt, wie schwer dagegen beendet! Die Spanier haben z. B. drei Jahre lang in Kuba gesiegt und was haben sie erreicht? In den Kolonialkriegen muss daher neben dem Feldherrn stets der Diplomat stehen, in der einen Hand das

scharf geschliffene Schwert, in der anderen aber das Zuckerbrot. Was dagegen die Entwaffnung anbetrifft, so kann eine solche bei richtigem Eingreifen auch ohne besondere Gewaltmittel langsam, aber sicher herbeigeführt werden, und ist dies zum Teil bereits geschehen. Weiter auf diesen Punkt einzugehen, fehlt mir zu meinem Bedauern gleichfalls die Zeit.

Mein persönliches Eintreffen im Schutzgebiet (wie bereits erwähnt 31. Dezember 1893) fiel mitten in diesen Krieg gegen Witbooi. Es war klar, dass von Erfüllung einer anderen Aufgabe, als mit allen Mitteln Hendrik Witbooi niederzuwerfen, zunächst keine Rede sein konnte. Von ihrem Gelingen hing Sein- und Nichtsein des Schutzgebietes ab. Von grundlegender Bedeutung schien hierbei, wie in gemeinsamer Beratung zwischen meinem Vorgänger, dem Major v. François, welcher letzterer noch zwei Monate mit mir zusammen gearbeitet hat, und mir festgestellt wurde, die bislang nominelle Unterwerfung des übrigen Namalandes in eine thatsächliche umzuwandeln. Denn der Verdacht war nicht abzuweisen, dass Witbooi seitens der übrigen Namastämme fortgesetzt offene und heimliche Unterstützung erhielt. Liebte es derselbe doch, sich selbst als „König des Namalandes“ zu bezeichnen. Ausser Witbooi hatten sich überdies zwei weitere Kapitaine des Namalandes noch nicht einmal nominell der deutschen Herrschaft unterworfen, dagegen als Diebe und Strassenräuber einen unliebsamen Namen gemacht. Es waren dies die Kapitaine der beiden östlichen Hottentottenstämme, Andreas Lambert und Simon Cooper von den Khanas- resp. „Franzmann-Hottentotten“. Sie bildeten für die deutsche Truppe eine stets offene Gefahr im Rücken.

In einem gemeinsamen, etwa 2 Monate andauernden Kriegszug gelang diese Unterwerfung, wobei der Kapitän A. Lambert wegen eines an einem Weissen begangenen Mordes mit dem Tode bestraft wurde. Ferner gelang die friedliche Besetzung des Namalandes mit Militärstationen, womit dessen thatsächliche Unterwerfung besiegelt war.

Nunmehr stand als einziger offener Gegner nur der Kapitän Witbooi im Felde, zweifellos durch die bisherigen Kriege arg mitgenommen, sich indessen noch stark genug fühlend, um die Friedensvorschläge des Majors von François vor dessen Abreise gestellt, welche in Unterwerfung nebst Auslieferung der Hinterlader gipfelten, zurückzuweisen. Der Kapitän hatte sich in ein schwer zugängliches Gebirge, die Naukluft, zurückgezogen, und die Truppe musste zunächst dorthin marschieren, um es auf einen erneuten Waffengang ankommen zu lassen. Dieser Waffengang begann zunächst recht friedlich mit einem lebhaften Briefwechsel. Die Briefe des Kapitäns zeigen uns denselben nicht als einen Halbwilden, sondern als einen logisch denkenden Menschen mit verhältnismässig guter Schulbildung. Es sei mir gestattet, das Wichtigste aus diesem Briefwechsel hier anzuführen:

Naauklof, den 4. Mai 1894.

Mein lieber hochedler Deutsch-Kaiserlicher Herr,  
Stellvertreter v. François.

Euer Edeln fragen mich, ob ich Frieden mit Ihnen will machen oder Krieg? Darauf antworte ich: François weiss es ganz gut und Euer Hochedeln auch, obwohl Euer Edeln nicht hier waren, dass ich von Alters her mit Ihnen, mit François und mit allen weissen Leuten Frieden gehalten habe. François hat mich nicht geschossen um des Friedens willen, sondern darum, dass ich mit ihm in Frieden war. Ich lag ruhig in meinem Hause und schlief, da kam François, mich wach zu schiessen, und das nicht um des Friedens willen oder um einer Missethat, deren ich mich durch Wort oder That gegen ihn schuldig gemacht haben könnte, sondern darum, dass ich etwas, was allein mein Eigentum ist, und worauf ich ein Recht habe, nicht aufgegeben habe. Ich habe meine Unabhängigkeit nicht aufgegeben, denn ich habe allein ein Recht auf das Meinige, um es jemand, der mich darum fragt, zu geben oder nicht zu geben, wie ich will. François hat mich bekriegt, weil ich mein eigenes Gut nicht geben wollte. Das kann ich nicht verstehen und ich bin

erstaunt und höchlichst verwundert, dass ich von dem Grossmann François solch traurige und schreckliche Vergewaltigung erlitten habe. Zuerst wurde mir das Schiessgut gestopft, und als ich dann mit leeren Händen dastand, wurde ich geschossen. Solche Werke hätte ich von François nicht erwartet, umsoweniger, als ihr weissen Menschen die verständigsten und gebildetsten Menschen seid und uns die Wahrheit und Gerechtigkeit lehrt. Ich kann nicht verstehen, dass das Sünde und Schuld ist, wenn ein Mensch sein Eigentum und Gut nicht geben will, wenn ein anderer Mensch dasselbe verlangt. Ferner sage ich Euer Hochedeln, der Friede und Krieg liegt nicht in meinen Händen, denn dieser Krieg liegt nicht an mir und ist nicht durch mich verursacht, da ich François in keiner Weise Schaden zugefügt oder beleidigt habe. Nun sagen Euer Hochedeln in Ihrem Briefe, dass François nach Deutschland zurückgereist ist, und Sie vom Deutschen Kaiser als dessen Stellvertreter gesendet sind, um mich zu vernichten, wenn ich keinen Frieden haben will. Dies beantwortete ich so: Der Friede ist etwas, was Gott eingesetzt hat auf Erden, denn Gott hat gesagt in seinem Worte, es ist eine Zeit des Krieges und es ist wieder eine Zeit des Friedens, darum will ich den Frieden nicht abschlagen, wenn Euer Edeln mit freundlicher und wahrer Aufrichtigkeit zu mir von Frieden sprechen, denn François hat meinen Frieden weggenommen, und wenn Sie nun gekommen sind, um alles, was François unrecht und ungesetzlich an mir gehandelt hat, in Richtigkeit zu bringen und die Sachen, um welche François mich geschossen hat, tot zu machen und allein Frieden zu machen, dann will ich dem Frieden nicht widerstreiten. Ich werde Euer Hochedeln dann den Frieden geben und bin gewillig, Ihnen Frieden zu geben, um des Herrn willen. Dies ist mein letzter Hauptpunkt, und ich will hier erst schliessen und grüsse Euch, hochedler Herr, Ich, Ihr Freund und Kapitän, der Hauptkapitän von Namaland.

gez. Hendrik Witbooi.

Lager vor der Naauklof, 5. Mai 1894.  
An Kapitän Hendrik Witbooi,  
Naauklof.

Deinen Brief habe ich erhalten und will versuchen, ihn klar zu beantworten. Auf Wunsch der meisten Kapitäne des Nama- sowie des Hererolandes hat Seine Majestät der Deutsche Kaiser die Schutzherrschaft über beide Länder übernommen, dabei aber diejenigen Kapitäne, welche die Schutzherrschaft nicht annehmen, unbehelligt gelassen, solange sie mit den anderen Kapitänen Frieden hielten. Du aber hast letzteres nicht gethan, sondern verschiedene Kapitäne des Namalandes abgeschossen und schliesslich Dich in Hoornkrans festgesetzt und von da Raubzüge in das Hereroland unternommen. Du hast mithin in dem Gebiete, das unter dem Schutze des Deutschen Kaisers stand, Ruhe und Frieden gestört. Seine Majestät hat Deinem Treiben lange in Geduld zugesehen, dann aber als Du nicht davon ablassen wolltest, befohlen, dass auf Dich geschossen werde. Denn, wie mit allen seinen Pflichten, so nimmt es der Deutsche Kaiser auch ernst mit seinen Pflichten als Schutzherr des Namalandes. Wenn Du ruhig in Gibeon geblieben wärest und Dein Volk in Frieden regiert hättest, so würde nicht auf Dich geschossen worden sein. Dass Du uns Weissen vorher nie etwas gethan, das weiss ich wohl; aber nicht unseres Vorteils willen ist auf Dich geschossen, sondern, wie oben gesagt, lediglich um der Ruhe und des Friedens des Namalandes willen.

Ob Dir der Herr Major v. François das alles so deutlich erklärt hat, darüber habe ich kein Urteil; ich denke aber, dass er es gethan und dass Du ihn zu lange nicht hast verstehen wollen. Jedenfalls hat es keinen Zweck, wenn wir jetzt darüber noch viele Worte machen. Unsere Pflicht ist, jetzt nur zu reden von dem, was geschehen soll, und da finde ich, dass Deine Antwort nicht deutlich ist. Ich habe Dir klar gemacht, dass Du jetzt keine andere Wahl mehr hast, als bedingungslose Unterwerfung unter den

Willen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers oder Krieg bis zur Vernichtung, und darauf ersuche ich Dich um klare Antwort. Der Wille Seiner Majestät geht dahin, dass im Namalande jeder in Ruhe und Frieden seine Arbeit thun und kein Kapitän den anderen bekriegen soll. Welche weiteren Bedingungen Seine Majestät Dir persönlich noch stellt, das kann ich Dir erst mitteilen, wenn Du mir gesagt hast, ob Du Dich unterwerfen willst oder nicht. Ich habe Dir bereits geschrieben, dass ich jetzt noch hoffen kann, Dir günstige Bedingungen auszuwirken.

Das Eine sage ich im voraus und werde mich freuen, wenn Du dies ehrlich Deinen Leuten mitteilen wolltest. Wir Deutsche führen keinen Krieg gegen Deine Leute, sondern wir wollen in Frieden mit den Namas zusammenarbeiten. Ich hoffe daher, dass Deine Leute von der Erlaubnis, bis zum 25. d. M. friedlich in ihre Wohnplätze zurückkehren zu können, recht zahlreich Gebrauch machen.

Wir führen dagegen Krieg gegen Dich persönlich, solange Du Dich für den Oberherrn des Namalandes hältst und glaubst das Recht zu haben, andere Kapitäne nach Belieben abzuschliessen. Das hast Du früher so thun können, das soll aber jetzt nach dem Willen Sr. Majestät aufhören.

Wenn Dir nun etwas noch nicht klar sein sollte, so halte ich es für das Beste, wir treffen uns zur mündlichen Unterredung mitten zwischen unseren Lagern; aber es muss bald geschehen, da ich wenig Zeit habe.

Ich bin mit freundlichem Gruss  
der Kaiserlich Deutsche Landeshauptmann

I. V.

gez. Leutwein, Major.

\*

\*

\*

Naauklof, den 7. Mai 1894.

Mein lieber Kaiserl. Deutscher Herr,  
Stellvertreter v. François, Major!

Ich habe Ihren Brief empfangen und verstanden, stelle jedoch nochmals dieselbe Bitte an Euer Hochedeln. Die

zwei Tage, die Euer Hochedeln mir gegeben, sind mir noch nicht genug, denn die Sache, die Euer Hochedeln mich fragen, ist keine leichte und auch keine gewöhnliche Sache. Sie lastet schwer auf des Menschen Gemüt und ist schwer für einen Menschen, der ein unabhängiges, freies Leben gewöhnt ist.

Darum bitte ich Sie, lieber Herr, sich doch erst in Frieden zurückzuziehen, auf dass ich mehr Zeit habe, mir die Sache ernstlich und reiflich zu überlegen, ich meine nicht allein, um sie abzuschlagen. — Lassen Sie mir doch meine eigene freie Wahl in einem längeren Zeitraum, dass ich über die Sache nachdenken kann in Tiefsinnigkeit, ob ich sie annehmen soll oder nicht. Solange Euer Edeln mit Ihrer Kriegsmacht vor mir stehen, kann ich keinen Entschluss fassen, zu dem ich die Zustimmung aller meiner Männer haben muss, damit es nicht den Anschein hat, dass die Sache durch das Hiersein Eurer Kriegsmacht übereilt und ich dieselbe angenommen hätte, ohne dass ich von Herzen geneigt und willig wäre. Darum bitte ich Sie, lieber hochedler Herr, doch vorläufig von mir zurückzugehen in Frieden. Ich hoffe, dass Euer Edeln mich diesmal gut verstehen werden.

Hiermit will ich schliessen und grüsse Sie freundlichst.

Ich bin Ihr Freund und Kapitän

gez. Hendrik Witbooi.

\*

\*

\*

Lager vor der Naauklof, den 7. Mai 1894.  
An den Kapitän Hendrik Witbooi

Naauklof.

Mein lieber Kapitän!

Ein ordentlicher Krieg ist besser als ein fauler Friede. Und wenn ich von diesem Platze ginge, lediglich mit Deiner Friedensversicherung und nicht zugleich mit Deiner Unterwerfung unter den Willen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, so würde dies ein fauler Friede sein. Obwohl ich noch nicht lange im Lande bin, so weiss ich doch, dass Du

seit 1884, mithin seit zehn Jahren, nur von Raub und Blutvergiessen lebst, obwohl Du dazwischen oft Frieden geschlossen hast. Und darum werde ich nicht von Dir weichen, bis Du Dich entweder unterworfen hast oder vernichtet bist, und sollte dies Monate und Jahre dauern. Wenn es Dir persönlich jedoch so sehr schwer wird, Du aber Deinem Volke doch den Frieden verschaffen willst, so bringe das Opfer der Selbstüberwindung, setze einen Deiner Söhne in Deine Rechte ein, und dieser mag dann den Vertrag abschliessen. Dir selbst werde ich in diesem Falle das Leben verbürgen, auch das Recht des Aufenthalts ausserhalb des deutschen Schutzgebietes. Ich wiederhole: „Friede ohne ausdrückliche Unterwerfung unter die deutsche Schutzherrschaft“ giebst für Dich und Dein Volk nicht mehr. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache.

Mit freundlichem Grusse  
der Kaiserlich Deutsche Landeshauptmann

I. V.

gez. Leutwein, Major.

\* \* \*

Naauklof, den 24. Mai 1894.

Mein lieber hochgeachteter Herr Major Leutwein,  
Kaiserlich Deutscher Gesandter!

Ihren letzten Brief habe ich empfangen und daraus ersehen, dass Euer Edeln mich nun gut verstanden haben und dass wir soweit einig geworden sind. Ich danke dem Herrn von Herzen, dass er in dieser grossen und schweren Sache selbst als Mittler zwischen uns gestanden und bewirkt, dass das Blutvergiessen, welches wir im Sinne hatten, nicht ferner geschieht, sondern wir in Frieden auseinandergehen. Auch ferner möge der Herr uns helfen, dass doch kein Blutvergiessen mehr zwischen uns ist.

Ferner geben mir Euer Hochedeln noch zwei Monate Bedenkzeit über den Schutzvertrag, und soll ich während dieser Zeit keine Feindseligkeiten gegen unter deutschem Schutz stehende Menschen unternehmen. Die Kriege, die

ich geführt, sind keine Kriege, die ich zuerst begonnen habe, denn die roten, schwarzen und selbst Ihr wissen Menschen haben mich zuerst geschossen, und mein Pulver hat nie gegen Menschen zuerst gebrannt, auch habe ich niemanden beleidigt oder sonst Schaden gethan von all den Menschen, warum sie mich mit Wort und That hätten schiessen können. Ohne Ursache oder Schuld meinerseits haben sie mich alle geschossen. Da wir nun Frieden gemacht haben, versichere ich Euer Hochedeln, so als Sie auch in Ihrem Briefe sagen, dass Sie glauben, ich würde mein Wort halten, dass ich nicht der erste sein werde, welcher den Frieden bricht, und ich werde keinen Menschen zuerst schiessen oder sein Vieh nehmen. Euer Edeln kennen mich noch nicht, aber Sie sagen, dass Sie versichert seien, dass ich mein Wort halten würde, jetzt in diesem Frieden sollen Euer Hochedeln mich selber kennen lernen und selbst erfahren und sehen, dass alle Dinge, deren die Menschen mich beschuldigen und warum sie mich geschossen, nicht wahre Dinge sind. Ich werde nichts thun bis zu der Zeit, die Euer Edeln mir gesetzt haben.

Hier will ich schliessen und grüsse Sie und alle Ihre Männer herzlich und freundlichst mit dem Friedensgruss, mit Freudigkeit und Dankbarkeit und wünsche Euer Edeln, dass Sie auch mit derselben Freudigkeit und Dankbarkeit zurückgehen.

Ich bin ihr Freund und Kapitän

Hendrik Witbooi.

Während dieses Briefwechsels traf am 7. Mai die Nachricht ein, dass Witbooi unsere Bundesgenossen, die Bastards, um etwa 700 Ochsen erleichtert hatte. Dies veranlasste mich, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Doch wurde aus Gründen, die aus dem nachstehenden sich ergeben, von beiden Seiten zunächst Ernstliches nicht unternommen. Da traf mitten in dieser Kriegshandlung ein Telegramm aus Berlin mit der Nachricht ein, dass 250 Mann Verstärkung, welche ich in einem früheren Bericht an den Herrn Reichs-

kanzler als unerlässlich bezeichnet hatte, bewilligt seien und im Monat Juli landen würden. Dies veranlasste mich, um mich eines landesüblichen Ausdruckes zu bedienen, „Wasser in meinen Wein zu thun“, und Witbooi eine weitere zwei-monatliche Bedenkzeit anzubieten. Der Kapitän nahm unter dem Ausdruck lebhaften Dankes an, ich besuchte denselben in seinem Lager, und schieden wir äusserlich als gute Freunde. Heimlich aber hatte einer den anderen zu über-vorteilen gesucht. Ich wollte die Verstärkung abwarten, da ich mit der damals mir zur Verfügung stehenden Macht von kaum 100 Gewehren wohl das feindliche Lager stürmen, aber nicht völlig abschliessen konnte, somit ein nachhaltiger Erfolg auch jetzt wieder ausgeschlossen erschien; Witbooi dagegen hatte, wie wir erst nachträglich erfuhren, damals den grössten Teil seiner Leute in das Namaland entsendet und war in dieser Verfassung von der Truppe überrascht worden. Daher die scheinbare Nachgiebigkeit und Demut in seinen Briefen. Als dann die Truppe zwei Monate später mit der mittlerweile eingetroffenen Verstärkung wieder vor der Naukluft erschien, stand der Feind in ganz anderer Rüstung da, und damit änderte sich auch der Ton in den Briefen des Kapitäns. Bis jetzt hatte mich derselbe, wie Sie gesehen, mit „Edlen“ und „Hochedlen“ angeredet, nun schrieb er plötzlich: „Ich mag nicht unter Ihnen stehen,“ d. h. das holländische „U“, welches auch mit dem brüderlichen „Du“ übersetzt werden kann.

Bereits auf dem Wege zur Naukluft erreichte mich dieser Brief, in welchem Witbooi jede Unterwerfung rundweg ablehnte. Es folgte nun weiterer Briefwechsel zwischen uns beiden mit nichtbesserem Ergebnis, sodass ein nochmaliger, blutiger Waffengang unvermeidlich geworden war. Der erwähnenswerteste Brief des Kapitäns vom 17. August lautete im Auszuge:

17. 8. 94.

Mein lieber Hochedler Herr Leutwein, Major!

Sie sagen ferner, dass es Ihnen leid thut, dass ich den Schutz des deutschen Kaisers nicht anerkennen will, und dass

Sie mir dies als Schuld anrechnen und mich mit Waffengewalt strafen wollen. Dies beantworte ich so: Ich habe den deutschen Kaiser in meinem Leben noch nicht gesehen und er hat mich auch noch nicht in seinem Leben gesehen, deshalb habe ich ihn auch noch nicht erzürnt mit Worten oder Thaten. Gott, der Herr, hat verschiedene Königreiche auf die Welt gesetzt, und deshalb weiss und glaube ich, dass es keine Sünde und kein Verbrechen ist, dass ich als selbstständiger Häuptling meines Landes und Volkes bleiben will, und wenn Sie mich wegen meiner Selbständigkeit über mein Land und ohne Schuld töten wollen, so ist das auch keine Schande und kein Schade, denn dann sterbe ich ehrlich über mein Eigentum. Es ist wahrlich keine Schuld, dass ich Ihnen nicht stehen will, denn ich habe wahrhaftig keine Schuld an all den Sachen, welche Sie mir in Ihrem Briefe als Verbrechen vorgetragen haben und welche Sie als Gründe gebrauchen, um über mich ein Todesurteil zu sprechen. Denn das sind Ihre eigenen Gedanken, die Sie zu Ihrem Vorteil ausgesonnen haben, die Sie selber ausgedacht haben, um vor der Welt die Ehre, das Recht und die Wahrheit auf Ihrer Seite zu haben. Aber ich sage Ihnen, lieber Freund, ich bin wahrhaftig frei und ruhig in meinen Gedanken, weil ich weiss, dass ich wahrhaftig unschuldig bin, und weiss auch, dass Sie wissen, dass ich vor Ihnen unschuldig bin. Aber Sie sagen, Macht hat Recht, und nach diesen Worten handeln Sie mit mir, weil Sie mächtig in Waffen und allen Bequemlichkeiten sind, darin stimme ich überein, dass Sie wirklich mächtig sind und dass ich nichts gegen Sie bin. Aber, lieber Freund, Sie kommen zu mir mit Waffengewalt und haben mir erklärt, dass Sie mich beschiessen wollen. So denke ich diesmal auch, wieder zu schiessen, nicht in meinem Namen, nicht in meiner Kraft, sondern in dem Namen des Herrn und in Seiner Kraft, und mit Seiner Hülfe werde ich mich wehren. Weiter sagen Sie auch, dass Sie unschuldig sind an diesem Blutvergiessen, welches nun geschehen soll, und dass Sie die Schuld auf mich legen; aber das ist unmöglich,

dass Sie so denken können, da ich Ihnen gesagt habe, dass ich Ihnen den Frieden geboten habe und dass durch mich kein Blutvergiessen geschehen soll. So liegt die Rechen-schaft über das unschuldige Blut, das vergossen werden soll von meinen Leuten und von Ihren Leuten, nicht auf mir, denn ich bin nicht der Urheber dieses Krieges. Ich ersuche Sie, lieber Freund, nochmals! Nehmen Sie den wahren und aufrichtigen Frieden, den ich Ihnen geboten habe, und lassen Sie mich stehen in Ruhe. Gehen Sie zurück, nehmen Sie Ihren Krieg zurück, gehen Sie von mir weg, dies ist mein ernstliches Ersuchen an Sie. Zum Schlusse grüsst Sie

Ihr Freund und Kapitän gez. Hendrik Witbooi.

Meine Antwort datierte vom 21. 8. und enthielt die Stellen:

Auf Deinen letzten Brief vom 17. ds. antworte ich folgendes: Dass Du Dich dem Deutschen Reiche nicht unterwerfen willst, ist keine Sünde und keine Schuld, aber es ist gefährlich für den Bestand des Deutschen Schutzgebietes...

Also, mein lieber Kapitän, sind alle weiteren Briefe, in denen Du mir Deine Unterwerfung nicht anbietest, nutzlos. Einen Kapitän von Gibeon, der stets freundlich auf seinem Platze geblieben wäre, könnte ich selbständig lassen, Dich aber, bei Deiner Vergangenheit, nicht. Der gute und wahre Friede, von dem Du sprichst, kann nach meiner und der Ueberzeugung noch vieler Menschen erst einkehren, wenn Du Dich der deutschen Oberherrschaft unterwirfst.....

Ich hoffe indessen, dass Du mit mir darin einverstanden bist, dass wir den Krieg, der bei Deiner Hartnäckigkeit leider nicht zu vermeiden ist, menschlich führen und hoffe ferner, dass derselbe kurz sein werde.

Ferner bin ich gern bereit, Dir auch während des Krieges jede Aufklärung zu geben, die Du wünschst, da ich dann hoffen kann, dass nicht mehr Blut vergossen wird, als durchaus notwendig. gez. L.

Der nun folgende Krieg verlief zwar äusserst blutig — wir hatten etwa 20 pCt. Verlust — aber derselbe trug trotzdem,

wie auch eigentlich schon aus dem Briefwechsel hervorgeht, von Hause aus den Keim eines späteren friedlichen Verständnisses in sich. So hatten die Witbooi-Weiber auch nach der Kriegserklärung bis zum Tage des Sturmes bei unserem Lager die Wäsche unserer Soldaten besorgt und damit für sich und ihre mitgebrachten Kinder das tägliche Brot verdient. Zum letzten Male lagen sie dieser nützlichen Beschäftigung am 26. abends ob, und am 27. früh erfolgte der Sturm. Später, als im feindlichen Lager die Rationen immer knapper wurden, kamen diese Weiber zahlreich zu unsern Vorposten und baten, oft kniefällig, herausgelassen zu werden. Dem erhaltenen Befehl gemäss wurden sie mit Kaffee und Tabak ausgestattet und mit der Weisung, auch ihre Männer zu holen, zurückgesendet. Nur mit diesen würden sie herausgelassen werden. Doch schenkten uns die Männer dieses Vertrauen nicht, da sie uns einer anderen Kriegsführung, als ihrer eigenen, welche jeden gefangenen Feind unnachsichtlich dem Tode weiht, nicht fähig hielten. Endlich fand während des ganzen Krieges ein durch keinen Zwischenfall gestörter Parlamentär-Verkehr zwischen beiden Lagern statt, welcher letzterer uns sogar einmal ermöglicht hat, die Spur des verschwundenen Gegners ohne weitere Fährlichkeiten wieder aufzufinden.

Den Verlauf des Krieges selbst im einzelnen zu schildern, würde hier zu weit führen. Zum allgemeinen Verständnis möchte ich nur erwähnen, dass der Kriegsschauplatz, das Naukluftgebirge, ein Gebirgsstock von etwa der Grösse des Harzes ist. Da die bisherigen Feldzüge alle an dem Umstande gescheitert waren, dass eine völlige Einschliessung des Gegners nicht gelungen war, so galt es jetzt, diesen Uebelstand zu vermeiden. Demgemäss wurde vor dem Sturm das ganze Gebirge abgesperrt, was Witbooi in einem seiner Briefe zu dem Vorwurf veranlasste, „meine Leute bauten Pfähle um sein Haus.“

Wie schwach indessen der Absperrungsgürtel nur sein konnte, lässt sich wohl ermessen, wenn ich erwähne, dass

unsere ganze Macht nur 300 Gewehre und 2 Geschütze be-  
tragen hat. Die Absperrungslinie bestand daher aus Posten  
von nur 4—6 Gewehren, welche in Entfernungen von 4—5 km  
den Ausgängen des Gebirges gegenüber aufgestellt waren.  
Ein Entkommen des gegnerischen Führers selbst, sowie seiner  
waffenfähigen Männer bei Nacht und Nebel durch die Zwischen-  
räume dieser Posten war daher selbstredend nie zu verhindern,  
ebensowenig das Ueberrennen eines einzelnen Postens. Und  
doch gelang die Zurückwerfung des Gegners, als derselbe  
am 4. September in einer Stärke von etwa 2500 Menschen,  
darunter noch gegen 300 waffenfähige Männer, das Gebirge  
verlassen wollte. Und zwar gelang dies nur, weil es möglich  
gewesen war, nach sicherer Feststellung die Rückzugsrichtung  
Witboois an die bedrohte Front, die Südfront, rechtzeitig  
eins der beiden Geschütze zu entsenden, sowie weil Witbooi  
zufällig gerade bei dem Posten auszubrechen versuchte, bei  
welchem das Geschütz gestanden hatte. Hier hatte den alten  
Krieger doch sein anerkanntes taktisches Verständnis im  
Stiche gelassen. Er hatte nämlich versäumt, auf der Süd-  
front zu rekognoszieren, und wusste von der dortigen Ab-  
sperrungslinie nichts. Zum Ausbrechen aus dem Gebirge  
war, um dies nachzuholen, der Kapitän durch die Erstürmung  
seiner Hauptstellung am 27./28. VIII., sowie durch zwei Ver-  
folgungsgefechte im Gebirge selbst gezwungen worden. In  
dem letzten dieser Gefechte war der Adjutant der Truppe,  
Prem.-Lt. Diestel, gefallen und bei seiner Leiche folgender  
Brief Witboois gefunden worden:

Gurus, 3. September 1894.

Mein lieber edler Herr Major Leutwein, hierbei mache  
ich diese Zeilen für Sie und bitte Sie darum, sei doch so  
gut und drehe doch um, sehen Sie denn nicht, dass ich  
fliehe, ich bin doch nicht so Grosses schuldig für Sie, so  
bitte ich Euer Edelen, warum? Lass mich doch stehen und  
drehe um, wenn es Ihnen beliebt; hoffend, dass Euer Edeln  
dies thun, schliesse ich mit herzlichen Grüssen. Ich bin Ihr  
Freund

gez. H. W., Kapitän.

Lass doch nach diesen Brief kein weiteres unschuldiges Blut fließen.

Wie Sie sehen, weicht hier der Kapitän dem Wort „Unterwerfung“ noch sorgfältig aus und war daher seine Bitte um Beendigung des Blutvergiessens für uns ohne Wert. Die Kriegslage hatte sich jetzt insofern eigentümlich gestaltet, als Witbooi nunmehr wieder im Gebirge drin, wir dagegen „draussen“ waren, beide Teile indessen derart erschöpft, dass zunächst keiner etwas Ernstes zu unternehmen vermochte. Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne unseren Soldaten hier ein wohlverdientes Denkmal zu setzen. Nur, wer die himmelhoch ansteigenden Klippenberge der Naukluft gesehen hat, vermag zu würdigen, was dieselben dort geleistet haben. Um in der Luftlinie 100 m zu überwinden, bedurfte es oft einen halben Tag mühsamen Kletterns. Nehmen Sie zu diesen Schwierigkeiten noch die beständige Lebensgefahr, welcher die Mannschaften ausgesetzt waren, sowie den Umstand, dass bei den schwierigen Verbindungen der Proviant nicht immer rechtzeitig den Anschluss hatte erreichen können, sodass ein 24 stündiges Fasten keine Seltenheit war, so werden Sie unseren Soldaten Ihre Anerkennung gleichfalls nicht versagen, aber auch begreiflich finden, wenn schliesslich ein leises Friedensbedürfnis in aller Herzen eingezogen war.

Im übrigen stellte nach zweitägiger Ruhepause ein rascher Rechtsabmarsch der Truppe über das Hauptlager in das Gebirge zurück die richtige Kriegslage wieder her. Bereits auf dem Marsche dorthin traf ein weiterer Brief Witboois mit einem offenen Unterwerfungsangebot ein. Nunmehr stand ich mehrere tausend Meilen von der Heimat entfernt, lediglich auf mich selbst angewiesen, vor der folgenschwersten Entscheidung meines Lebens. Die öffentliche Meinung in der Heimat verlangte fraglos eine strenge Bestrafung Witboois. Nahm ich aber die angebotene Unterwerfung an, so hatte ich damit eine solche aus der Hand gegeben, denn von seinem Schutzherrn will man weder getötet, noch der

Kapitänschaft entsetzt werden. Nahm ich aber nicht an, so ging der Krieg weiter, ob mit dem angestrebten Erfolge, den Kapitän selbst mit seinen wehrfähigen Männern zu fangen, erschien, wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, mindestens recht zweifelhaft. Zu der hierzu erforderlichen hermetischen Abschliessung des ganzen Gebirges hätte es nicht 300, sondern 3000 Gewehre bedurft.

Vielmehr lag die Gefahr nahe, dass eine Fortsetzung des Krieges uns keinen besseren Erfolg, wohl aber die Aussicht auf eine ewig flüchtige, schwer fassbare Räuberbande gebracht hätte. Dazu kam, dass der Kapitän sich bisher als ein durchaus anständiger Gegner gezeigt hatte. Ihn zu gewinnen, schien daher mehr Erfolg zu versprechen, als seine damals 2—3000 Köpfe starke, durch lange Kriege verwilderten Unterthanen. Statt mit einem einzigen verständigen Menschen, hätten wir mit 2—3000 vielleicht recht unverständigen zu rechnen gehabt.

In Erwägung dieser Umstände beschloss ich, die Unterwerfung Witboois anzunehmen. Wenn ich nun aber einmal mit diesem Verträge schloss, so musste dies in einer Weise geschehen, dass kein Stachel zurück — und der Boden für eine spätere Freundschaft geebnet blieb. Daher meine milden Bedingungen für Witbooi, welche später in der Heimat gleichfalls zum Gegenstand von Angriffen geworden sind. Und doch wurde dem Kapitän die Annahme schon dieser Bedingungen recht sauer. Es bedurfte einer zweimaligen Anwesenheit meinerseits im feindlichen Lager, des Druckes von Seiten seiner kriegsmüden Unterthanen, sowie endlich auch des Druckes der zum erneuten Angriff bereit stehenden Truppe, um den Kapitän endlich zur Unterschrift zu bewegen.

Wie Witbooi sein Wort seitdem gehalten hat, ist bekannt. Als Se. Majestät der Kaiser mich jüngst in einer Audienz nach dem Kapitän fragte, konnte ich die Antwort geben: „Er ist jetzt Euer Majestät getreuster Unterthan.“ Und ich übernehme die volle Verantwortung für diese Ant-

wort. Wo auch seitdem dem Schutzgebiete Gefahr gedroht hat, stets war Witbooi auf unserer Seite zu finden. Die schwerste Krisis war diejenige des Jahres 1896, als wir am Vorabend eines allgemeinen Herero-Krieges standen. Hätte damals Witbooi gleichfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben, so war das Schutzgebiet zunächst verloren, und ich hätte wahrscheinlich nicht die Ehre, heute vor Ihnen zu stehen. So aber kämpfte, wie Ihnen wohl bereits bekannt, der Kapitän damals tapfer auf unserer Seite, wie ebenso in der neueren Zeit wieder, anlässlich des Aufstandes der Afrikaner-, wie der Zwartbooi-Hottentotten. Gegen beide Stämme ist derselbe auf ergangene Aufforderung, an der Spitze von je 100 Mann persönlich in das Feld gerückt und hat thatkräftig mit eingegriffen.

Ein wesentliches Verdienst an dieser Vertragstreue Witboois fällt dem Stationschef, jetzt Bezirkshauptmann von Gibeon, dem bereits genannten Premier-Lieutenant von Burgsdorff zu. Dieser hat es verstanden, sich den anfangs naturgemäss noch misstrauischen Kapitän, wie sein verwildertes Volk, vollständig in die Hände zu arbeiten und damit eine Kulturarbeit gelöst, wie sie grösser wohl selten einem Kolonisator zugefallen ist.

Die weitere historische Entwicklung des Schutzgebietes bis zum heutigen Tage eingehend zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Ich muss mich daher auf einen kurzen Abriss beschränken.

Unmittelbar nach dem Friedensschluss mit Witbooi drängten sich die Ereignisse und bewiesen, wie notwendig der erstere auch von anderen Gesichtspunkten aus gewesen war. Denn sofort nach Rückkehr der Truppe nach Windhoek trafen von allen Seiten beunruhigende Nachrichten ein. In Omaruru war von den Hereros ein Engländer ermordet worden. Im Osten hatten sich die Khanas-Hottentotten wieder gerührt und mit der schwachen Station Aais einen Zusammenstoss gehabt, bei welchem sie 3 Tote, die Stationsmannschaften dagegen ihr sämtliches Vieh verloren hatten. Im Süden

hatte die ganze Bevölkerung von Keetmannshoop in kriegerischer Absicht den Platz verlassen, während auch unter dem mächtigen Stamm der Boudelszvarts sich revolutionäre Anzeichen bemerkbar machten. Eine Patrouille war abgeschossen worden, ein Reiter ist in bis heute noch nicht aufgeklärter Weise einfach verschwunden. Kurz, das ganze Schutzgebiet schien einer neuen Krisis entgegenzugehen, welche in Verbindung mit einem noch fortdauernden Witbooi-Kriege die schlimmsten Folgen gezeitigt haben würde. So aber stellte ein etwa 5 Monate währender Zug der Schutztruppe in die bedrohten Gegenden, zum Teil bereits mit Witboois Hilfe überall Ruhe und Ordnung wieder her. Wo ein Mord vorlag, wurden die Mörder gefasst und bestraft. Das Namaland schien nunmehr endgiltig beruhigt. Und doch war noch eine Gefahr zu überwinden, welche die bisherigen in Schatten zu stellen schien, nämlich die seitens der Hereros drohende Gefahr. Befreit von dem Alp, den Witbooi bis jetzt auf diesem Volke hatte lasten lassen, indem er ihnen von Zeit zu Zeit den Überfluss ihrer gewaltigen Rinderherden abnahm, zog dasselbe ohne Unterlass über die gesteckten Grenzen, rücksichtslos den weissen Ansiedlern Wasser und Weide wegnehmend. An einen Krieg mit den vereinigten Hereros, welche etwa 5—6000 Gewehre aufzustellen vermögen, konnte die damals 500 Köpfe starke Truppe, welcher ausserdem die Bewachung des Namalandes oblag, nicht denken. Glücklicher Weise aber ist dieses Volk unter sich uneins, die Häuptlinge gegeneinander, namentlich aber gegen den Oberhäuptling von Eifersucht beseelt. Und so gelang es unschwer, nach dem Grundsatz: „Divide et impera“ zu handeln. Der Oberhäuptling mit seinen direkt unter ihm stehenden Unterthanen wurden durch einige Zugeständnisse in der Grenzfrage an unser Interesse gefesselt. Es sind dies die Bewohner des centralen Hererolandes, etwa die Bezirke Okahondja und Waterberg. Desgleichen wurde der Kapitän Manasse von Omaruru, welcher die Macht des Oberhäuptlings überhaupt nicht anerkennt, durch rücksichtsvolle Behandlung,

zu welcher sein damaliger Stationschef, Sek. Lieut. Volkmann, viel beigetragen hat, auf unserer Seite gehalten. Sonach blieben nur noch als offene und heimliche Feinde die östlichen Hererokapitäne Kahimema, Nikodemus und Tjetjoo, alle drei den Oberhäuptling bitter hassend und gegen die deutsche Herrschaft von offener Abneigung beseelt. Dass es dort eines Tages zum Ausbruch kommen würde, war unschwer vorauszusehen.

Dieser Ausbruch ging im Frühjahr 96 von den Häuptlingen Nikodemus und Kahimema, welche sich ausserdem mit den stets unruhigen Khanas-Hottentotten verbunden hatten, aus. Tjetjoo hielt sich vorläufig neutral, augenscheinlich bereit, zu dem Sieger überzugehen. Es war dies ein Glück, denn während unsere nunmehrigen Gegner vereinigt über etwa 6—8000 Gewehre verfügten, konnte Tjetjoo allein die doppelte Anzahl aufstellen.

Den Verlauf des nunmehr folgenden Krieges eingehend zu schildern, muss ich mir der knappen Zeit halber gleichfalls versagen, so interessant derselbe auch gewesen ist. Der Kriegsbeginn stellte sich als ein frivoler Friedensbruch seitens der Khanas-Hottentotten dar, welche eine deutsche Patrouille überfielen und ermordeten, die Stationen Gobabis und Aais belagerten und alles erreichbare Vieh stahlen. Der Augenblick war für die Empörer insofern günstig gewählt, als ein Teil der Truppe sich nach abgelaufener Dienstzeit bereits auf dem Wege zur Heimat befand, der Ersatz aber noch nicht eingetroffen war. Die ersteren wurden zurückgerufen, an Kriegsfreiwilligen, Reservisten und eingeborenen Soldaten eingestellt, was nur zu erreichen war, und Witbooi sowie der Oberhäuptling Samuel zur Heeresfolge aufgefordert, welcher Aufforderung beide Folge leisteten. Und so war es schliesslich gelungen, an dem Sammelplatze Gobabis 350 Gewehre, darunter 150 weisse, nebst 3 Geschützen zu vereinigen. Der Verlauf des Krieges war infolgedessen ein durchaus glatter. Es folgten im Monat April die Gefechte von Gobabis und Siegsfeld und am 6. Mai die Erstürmung des feindlichen Hauptlagers von

Otjunda. Am gefährlichsten für uns war das Gefecht von Gobabis gewesen, wo 4—500 Eingeborene gegen etwa 50 Reiter gefochten hatten. Dort hing der Sieg an einem Faden und war es sogar zum Handgemenge gekommen, in welchem Bajonnett, Kolben, Keulen und Kirris ihre Rolle spielten. Von den 3 anwesenden Offizieren war einer, Leutnant Lampe, im Handgemenge gefallen, ein zweiter, Leutnant Eggers, hatte schwer verwundet das Schlachtfeld verlassen müssen. Eine einzige Kugel, welche den dritten und letzten Offizier, den Hauptmann von Estorff, traf, würde bei aller hervorragenden Tapferkeit unserer Soldaten den Sieg zweifellos in eine Niederlage verwandelt haben. Wer aber bis jetzt die Hereros in Bausch und Bogen für feige erklärt hat, mag sich durch dieses Gefecht, wie durch den Verlauf des ganzen Krieges, namentlich durch unsere schweren Verluste, 20 pCt., wieder eines anderen belehren lassen. Hätte diesem unregelmäßigen Haufen unsere bessere Bewaffnung, unsere Schulung und Disziplin zur Seite gestanden, vielleicht würde der Sieg ihnen verblieben sein.

Nach der Niederlage von Otjunda, welches Gefecht auch den Eingeborenen ganz besonders schwere Verluste gebracht hatte, hatten die Gegner genug. Sie ergaben sich scharenweise, teils freiwillig, teils der Gewalt weichend, bei den Khanas-Hottentotten gleich der ganze Stamm, und mit der kriegsrechtlichen Erschiessung der beiden Führer Kahimema und Nikodemus war der Aufstand niedergeschlagen.

Mit Beendigung dieses Krieges schien aber überhaupt auch die kriegerische Aera für das ganze Nama- und Hereroland beendet und der Zeitpunkt gekommen, das Augenmerk lediglich der wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes zuzuwenden. Kleinere Putsche, wie der Afrikander-Aufstand im Süden und jetzt derjenige der Zwartbooi-Hottentotten im Norden mögen noch vorkommen. Dieselben sind jedoch lediglich lokaler Natur und ohne jede weitere politische Bedeutung, im Norden mit der Einschränkung indessen, dass die Bewegung nicht auf das Ovamboland übergreift. Unser mächtigster,

heimlicher Gegner, der bereits genannte Herero-Häuptling Tjetjoo verhält sich dagegen zur Zeit gänzlich loyal und ist überdies infolge der Rinderpest, die ihn von allen Viehbesitzern des Schutzgebietes am schwersten heimgesucht hat, ein gebrochener Mann geworden. Lediglich 5 pCt. seiner einst stattlichen Herden sind ihm verblieben. Dies würde, einschaltend bemerkt, das Schicksal sämtlicher Herdenbesitzer des Schutzgebietes geworden sein, hätten wir nicht noch rechtzeitig durch Stabsarzt Dr. Kohlstock die Koch'sche Impfung erhalten. Mittelst der letzteren und dank dem Pfllichteifer der Beamten, Offiziere und Soldaten, sowie der eifrigen Mitwirkung der weissen Ansiedler selbst, ist es gelungen, das Schutzgebiet vor dem Schlimmsten zu bewahren. Von dem Vieh der Weissen und Bastards ist durchschnittlich 70 pCt., von demjenigen der Hereros 30—50 pCt. gerettet worden, für die letzteren gerade genug, da damit endlich deren gewaltige Viehherden auf ein vernünftiges Mass zurückgeführt worden sind. Sonach hat die Rinderpest, soweit sich bis jetzt übersehen lässt, die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes nicht in übertriebener Weise beeinträchtigt. Dagegen aber hat sie, dank dem energischen Eingreifen unserer Kolonialverwaltung, uns einen gewaltigen Vorteil gebracht, nämlich die Eisenbahn. Mit und ohne Rinderpest war diese ein nicht mehr aufschiebbares Bedürfnis geworden, ohne dessen Befriedigung eine weitere Entwicklung des Schutzgebietes überhaupt nicht mehr denkbar erschien. Ihre Inangriffnahme möchte ich daher geradewegs als eine rettende That bezeichnen; nicht bloss vor den Folgen der Rinderpest hat sie uns mit gerettet, sondern vor der drohenden Stagnation überhaupt.

Die Bahn beginnt von unserem Hafenplatz Swakopmund und soll nördlich des Swakopflusses über Otjimbingwe-Oka-handja nach Windhoek geführt werden. Der Reichstag hat in dankenswerter Weise nicht nur die seitens der Kolonial-Abteilung aus eigener Initiative in Angriff genommene Strecke bewilligt, sondern auch gleich diejenige bis Otjimbingwe,

mithin etwa die Hälfte der ganzen Bahn. Gebaut sind, sowie in Betrieb, bis jetzt 20—30 km.

Sonach komme ich nunmehr zu dem 3. Teil meines Vortrages, nämlich zu der wichtigen Frage der wirtschaftlichen Bedeutung unseres Schutzgebietes. In dieser Richtung fragt wohl jeder und mit Recht: „Welchen Nutzen stellt die Kolonie dem Vaterlande in Aussicht?“ Ich glaube keines Widerspruchs gewärtig sein zu müssen, wenn ich behaupte, dass, wenn es gelingt, die Kolonien auf eigene Füße zu stellen, das Reich bereits genügenden Lohn findet. Ob dieselben daneben auch in die Lage kommen werden, die erhaltenen Vorschüsse zurückzuerstatten, erscheint demgegenüber von untergeordneterer Bedeutung.

Ob sich im besonderen Südwestafrika je wird auf eigene Füße stellen können, das ist in erster Linie eine Besiedelungsfrage, denn mit dem Anwachsen der deutschen Bevölkerung wird das Schutzgebiet schliesslich in die Lage kommen, sich selbst zu verwalten und selbst zu schützen. Und dann werden die schweren Kosten, welche namentlich in Bezug auf die Schutztruppe gegenwärtig auf den Schultern des deutschen Steuerzahlers lasten, in Wegfall kommen. Daher stellt sich hier für uns die Antwort auf die vorliegende Frage der Art, dass wir in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen haben:

1. die Besiedlungsfähigkeit des Schutzgebietes,
2. die Auswahl der Ansiedler,
3. die Art der Besiedelung.

Ich wende mich zunächst zu No. 1. Das Nama- und Hereroland stellt sich als ein ungeheures Hochplateau mit verhältnismässig wenig Gebirgszügen, wenig Holz — ohne jedoch gerade holzarm zu sein — und wenig offenem Wasser dar, während das Ovamboland, zum Teil auch das bis jetzt unbewohnte Land nördlich des Hererolandes, das Konzessionsgebiet der „South West Afrika Company“, einen mehr tropischen Charakter mit Holzreichtum und offenem Wasser aufweist. Die beiden ersteren Länder eignen sich daher in

erster Linie zur Viehzucht, während das letztere zweifellos die Vorbedingungen zu einer Ackerbau-Kolonie bietet. Da wir aber auf das Oberland einen Einfluss noch nicht ausüben, kommen für eine Einwanderung zunächst nur die beiden erstgenannten Länder in Betracht. Deren Weide ist vortrefflich und sowohl für Gross- wie Klein-Vieh, für Pferde wie Straussenzucht geeignet. Das Vieh vermag bei dem guten Klima Tag und Nacht frei auf der Weide herum zu laufen, dasselbe verlangt daher weder kostspielige Stallpflege noch Stallfütterung, mithin nur geringe Unterhaltungskosten. Ein landeskundiger Sachkenner will ausgerechnet haben, dass das Schutzgebiet mittelst Viehzucht allein eine Brutto-Einnahme von 40—50 000 000 Mk. zu erzielen vermöge. Für den einzelnen wirft indessen die Viehzucht allein nur eine genügende Rente ab, wenn im grossen Massstabe betrieben. Mithin würde, äusserlich betrachtet, das Herero- und Nama-Land nur einer mässigen Anzahl Grossgrundbesitzer Raum zu bieten vermögen. Hieraus den Schluss ziehen zu wollen, dass deshalb das Schutzgebiet nur einen beschränkten Wert habe, würde indessen durchaus unrichtig sein. Der bedeutende Wirtschaftsbetrieb zwingt den Grossgrundbesitzer, eine ganze Anzahl von Menschen, wie Aufsichtspersonal, Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Industrielle in Nahrung zu setzen. Ein kleiner Herdenbesitzer kommt dagegen leicht in die Zwangslage, in schlechten Jahren die Erträge seiner Tiere mit diesen selbst verzehren zu müssen. Derselbe ist daher nicht imstande auch noch anderen Menschen sichere Aussicht auf Broterwerb zu geben.

Sonach würde der Grundstock unserer Ansiedlung aus Leuten bestehen müssen, welche Viehzucht im grossen zu betreiben in der Lage sind. Daneben würde aber auch der kleine Mann als Hilfsarbeiter hinlänglich Raum finden. Ob auch als Kleinbauer, was auf alle Fälle wünschenswert sein würde, hängt davon ab, ob die Lösung der Wasserfrage gelingt. Für Menschen, Vieh und Gartenbau bietet das Schutzgebiet zu allen Jahreszeiten hinlänglich Wasser, nicht

aber für Ackerbau. Denn alle die Flüsse, die Sie auf der Karte sehen, führen nur in der Regenperiode offenes Wasser, in der übrigen Jahreszeit fließen sie unterirdisch. Unsere Regenperiode dauert etwa 4 Monate, während 8 Monate kein Tropfen fällt. Wie das Gelände in dem letzten Monat der Trockenzeit aussehen muss, können Sie sich daher denken. Der afrikanische Boden spendet dagegen, wenn richtig bewässert, auch bei uns seine Erzeugnisse in üppiger Fülle. Das Land harret nur des fleissigen Bebauers, und dieser wird seinen Lohn sicher finden. Daher bedarf ein Farmer, welcher sich auf Acker- und Gartenbau zu stützen vermag, zu seinem wirtschaftlichen Bestehen nicht unbedingt der Viehwirtschaft im grossen, sondern kann sich auch auf solche im kleinen Massstab beschränken.

Ich wende mich daher der für uns so wichtigen, schon häufig behandelten Wasserfrage zu. Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich Veranlassung mich mit den Verhältnissen der grossen amerikanischen Viehzuchtstaaten Nevada, Wyoming und Colorado vertraut zu machen. Bei Vergleichung der bezüglichen Regenmengen ergab sich die überraschende Thatsache, dass die Regenmengen der genannten Staaten mit denjenigen unseres Schutzgebietes beinahe gleich sind. Sogar die Regenzeiten sind dieselben, beide haben nur Sommerregen. Und doch zeigt uns ein Blick auf die Karte, dass die amerikanischen Staaten nur ständig fliessende Gewässer aufweisen, unser Schutzgebiet dagegen, wie eben ausgeführt, nur periodische. Die Ergründung der Ursachen dieser Erscheinung wird uns auch die Mittel zu deren Beseitigung liefern. Die amerikanischen Staaten liegen unter der gemässigten Zone, ihre Niederschläge erfolgen daher auch in Form von Schneefall, mithin von natürlichen Reservoirs für Wasseraufspeicherungen, während bei uns niemals Schnee fällt. Dies ist die erste, aber nicht die wichtigste Ursache der betreffenden Erscheinung. Die zweite Ursache liegt in dem trockenen Höhen-Klima unseres Schutzgebietes, welches der Gesundheit zwar sehr förderlich ist, aber auch mit unan-

genehmer Schnelligkeit offenes Wasser aufsaugt, bzw. zwingt, sich unter den Boden zurückzuziehen. Die dritte und wichtigste Ursache liegt in dem ungeheuren Gefälle unserer Flüsse. Um nur ein naheliegendes Beispiel zu erwähnen, liegt Berlin 39 m über dem Meere, der Hauptort unseres Schutzgebietes aber, Windhoek, 1600 m. Von beiden Orten haben dagegen die Gewässer bis zum Meere annähernd denselben Weg zurückzulegen. Der Unterschied zwischen den beiderseitigen Gefällen ist daher ein in die Augen springender. Dort ein reissender Bergstrom, hier ein gemächlich dahin wandelnder, geduldig der Schifffahrt dienender Niederungsfluss. Dazu kommt als letzte Ursache, dass im Schutzgebiet die Niederschläge sehr selten in Gestalt lang andauernder Strichregen eintreten, sondern meist in Form gewaltiger Wolkenbrüche, die in kurzer Zeit Wege zu Flüssen, Flüsse in mächtige Ströme, Niederungen in Seen verwandeln. Aber nur die letzteren bleiben einige Zeit, die übrigen Gewässer stürzen eiligst zu Thale, während der Rest der austrocknenden Gewalt der Sonne weicht. Wo wir hier die Hebel einsetzen müssen, ist demnach klar. Die zu Thale eilenden Gewässer müssen wir aufhalten, die im Boden verschwundenen wieder heraufholen. Welche technischen Mittel hierzu erforderlich sind, das auseinanderzusetzen möchte ich berufenerer Seite überlassen und verweise auf den uns noch in Aussicht gestellten Vortrag des Herrn Baumeister Rehbock, welcher zur gedachten Zeit das Schutzgebiet bereist hat. Ein Mittel schlägt dagegen bereits in das Ressort der Regierung, nämlich Verbesserung der Holzbestände. Wie bereits erwähnt, ist das Schutzgebiet ein baumarmes Land, ob von Alters her oder mit der Zeit abgeholzt, wer vermag das jetzt noch zu entscheiden? Eigentliche Wälder, aber da allerdings recht stattliche, habe ich nur in der Gegend von Grootfontein gesehen.

Aus dem bisher Gesagten darf die bestimmte Schlussfolgerung gezogen werden, dass Wasser für den Kleinfarmbetrieb, d. h. für Acker- und Gartenbau an sich hinlänglich

vorhanden ist. Es ist nur erforderlich, der launischen Natur zur Hilfe zu kommen und das, was sie an tropischem Platzregen einmal zu reichlich spendet, für die Zeiten der Not aufzuspeichern. Und sollte der menschliche Geist, vor allem aber deutscher Betriebsfleiss, in unserem Schutzgebiet nicht schaffen können, was unter zum Teil weit ungünstigeren Verhältnissen den Franzosen in Algier, den Engländern in der Kapkolonie und Australien gelungen ist? Dort sind öde Steppen durch Schaffung von Wasserreservoirien in üppige Gärten umgewandelt worden, wobei es in der Kapkolonie, wie in Australien gerade der deutsche Bauer war, welcher in erster Linie diese Kulturarbeit verrichtet hat.

Dass auch unser südwestafrikanischer Boden zu reichlichem Ertrage fähig ist, wenn ihm nur das belebende Nass zugeführt wird, das beweisen die jetzt schon vorhandenen Gärten der Militär- und Missions-Stationen, das beweist der seitens der Eingeborenen bereits betriebene Ackerbau, welcher meist guten Lohn abwirft. Doch beschränken sich in bezug auf letzteren die Eingeborenen zur Zeit nur auf die Flussbette, wo das vorhandene Grundwasser der Mühe, Wasser künstlich zu beschaffen, enthebt. Die im Schutzgebiet mittelst Garten- und Ackerbau erzeugten, sowie zu erzeugenden Produkte sind: Wein, Tabak, Baumwolle, Südfrüchte, sowie alle europäischen Gemüse- und Getreidearten. An eine Ausfuhr dieser Produkte werden wir indessen nie denken können, es muss uns die Deckung des Selbstbedarfs genügen. Ich wiederhole indessen, dass ich hierbei nur vom Herero- und Nama-land spreche und vom Ovambolande abgesehen habe.

Sehr lohnend dagegen wird sich mit der Zeit auch aus den beiden erstgenannten Ländern die Ausfuhr sämtlicher Produkte der Viehwirtschaft. Bis vor drei Jahren wurden bereits jährlich für mehrere 100 000 M. Schlachtvieh nach der Kapkolonie ausgeführt. Mit Vermehrung der Schutztruppe und mit dem Anwachsen der weissen Bevölkerung hörte dies auf, da sich nunmehr Abnehmer im Lande selbst fanden und die Hauptviehzüchter, die Hereros, ihre Ochsen

lieber an Alterschwäche sterben lassen, als sie durch Umtausch gegen europäische Produkte für sich nutzbar zu machen. Mit dem sich bestimmt vollziehenden allmählichen Uebergang der Viehzucht aus eingeborenen in weisse Hände wird eine derartige unverständige Viehwirtschaft von selbst verschwinden und, trotz Schutztruppe und weisser Bevölkerung, das Schutzgebiet wieder ausfuhrfähig werden. Auch die im Bau begriffene Bahn wird ihr Teil dazu beitragen. Mit Ochsenwagen befördert haben z. B. Ochsenhäute, welche letztere wir zahlreich ausführen könnten, wenig Wert. Die Truppe lässt daher auf Expeditionen die ihrigen einfach auf den Schlachtplätzen liegen. Sehr ausfuhrfähig sind ferner Wolle, Mohair, Gummi, Felle und — da der Transport lebenden Viehs über See zu kostspielig ist — Conserven. Da das Schutzgebiet vielfach gerbstoffhaltige Pflanzen hervorbringt, dürfte sich auch die Einrichtung von Gerbereien und die Ausfuhr von Leder, statt der Felle, lohnen. Nicht verschweigen will ich indessen, dass sowohl Ackerbau wie Viehzucht auch bei uns mit Hemmnissen zu rechnen haben, welche in höherer Gewalt begründet sind, wie z. B. die bereits genannte Rinderpest, Lungenseuche, Heuschreckenplage und zeitweilige Dürre. Mit derartigen Widerwärtigkeiten haben wir indessen in dieser unvollkommenen Welt überall zu kämpfen, und muss der menschliche Geist auch mit ihnen fertig zu werden verstehen.

Nunmehr komme ich zur Erörterung der zweiten der oben gestellten Fragen, nämlich, welche Art Ansiedler für uns die beste sein würde. Es stehen zu Gebote:

- 1) In erster Linie natürlich die deutschen Ansiedler aus der Heimat,
- 2) Die ausscheidenden Mitglieder der Schutztruppe,
- 3) Die sogenannten „Deutsch-Afrikander“, d. h. in Afrika geborene, oder dort längst ansässige Deutsche,
- 4) Die Buren.

Ich hatte vorhin zwei Ansiedlerkategorien streng geschieden, nämlich erstens: den Viehzüchter im grossen, zweitens:

den kleinen Mann, sei es als Hilfsarbeiter für den ersteren, sei es als selbständigen kleinen Farmer. Die ersteren müssen die deutschen Ansiedler aus der Heimat, Afrikaner und Buren liefern, die zweiten dagegen zunächst gleichfalls die Deutschen aus der Heimat, sowie vor allem die Mitglieder der Schutztruppe. Buren und Afrikaner, deren Verhältnisse sie lediglich zu letzteren befähigen, sollten wir überhaupt nicht nehmen. Alle Ansiedler müssen arbeitsame und sparsame Leute sein, die vor keiner Entbehrung zurückschrecken und in schwierigen Lagen sich auch einmal ohne Regierung und Polizei zu helfen wissen. Es darf ihnen nichts verschlagen, bis zur Fertigstellung eines Hauses auch einmal 1—2 Jahre ohne jeden Komfort im Wagen oder im Zelte zu wohnen. Wer zum Grossfarmbetrieb übergehen will, muss ausserdem die Mittel zu einer grösseren ersten Einrichtung mitbringen. Hierzu eignet sich am besten der deutsche Mittelbauer mit etwa 10—15 000 M. Barvermögen, Letzteres unter der Voraussetzung, dass ihm der Bodenerwerb leicht gemacht wird, worüber ich noch später zu sprechen die Ehre haben werde. Auch der gebildete deutsche Landwirt dürfte Aussichten haben, falls derselbe es über sich gewinnt, sich den geschilderten Existenzbedingungen zu fügen. Sehr zu warnen ist dagegen vor der Niederlassung der sogenannten „zusammengebrochenen Existenzen“. Diese werden keine Freude am Schutzgebiet haben und das Schutzgebiet nicht an ihnen. Ferner ist sehr zu warnen vor den sogenannten „Wanderburen“. Diese Art Buren besitzt in der Regel nichts, als einen Wagen mit einigem Schlachtvieh, daneben meist eine zahlreiche Familie. Sie ziehen, ewig wandernd, unbekümmert um die politischen Grenzen, in ganz Südafrika herum, gern nach staatlichem Schutz verlangend, nie aber zu den Staatslasten etwas beitragend, dagegen Wasser, Weide, Holzbestand und Jagd ruinierend. Diese Buren müssen wir uns mit allen Mitteln vom Halse halten.

Mit allen Mitteln befördern müssen wir dagegen die Niederlassung ausscheidender Mitglieder der Schutztruppe.

Sie sind meist tüchtig, lediglich deutscher Nationalität, kennen Land und Leute und gehen daher mit sehenden Augen der Zukunft entgegen. Dagegen stehen denselben meist wenig Mittel zur Verfügung, um so mehr muss ihnen die Niederlassung erleichtert werden. Den Lohn wird diese Kategorie Ansiedler in erster Linie dadurch geben, dass mit jedem derselben die Wehrfähigkeit des Schutzgebietes wächst. Indessen ist mit Bezug auf sie noch eine wichtige Frage zu lösen, nämlich die Frauenfrage. Bei dem Mangel an weissen Mädchen im Schutzgebiete fehlt diesen alten Soldaten, deren bereits etwa 250 bei uns vorhanden sind, alle und jede Möglichkeit, solche überhaupt kennen zu lernen. Infolgedessen fangen dieselben an, sich mit eingeborenen Mädchen zu verbinden. Wohin das führt, hat Bergrat Busse in Koblenz, welcher sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt hat, treffend wie folgt ausgeführt: „Es ist eine bekannte Thatsache, dass sich bei Mischehen zwischen Weissen und Farbigen die schlechten Eigenschaften der Eltern auf die Kinder im höheren Grade vererben, als die guten.“ Diese bei den Mestizen in Amerika, den Mischlingen in Ostafrika scharf hervortretende Thatsache hat sich auch bei den Bastards in Südwestafrika bestätigt, die, wenn auch entschieden höher stehend, als die Hottentotten, Namas und Buschleute, doch bei weitem unter der Wertstufe ihrer germanischen Voreltern geblieben sind. Und die Ehen, welche in neuerer Zeit unter den Augen der Missionare zwischen Weissen und Bastards- oder Hottentottenmädchen geschlossen sind, haben kein besseres Resultat erzielt. Nicht die Frau und die Nachkommenschaft steigt herauf zu der Bildungsstufe des weissen Mannes und Vaters, sondern der Mann sinkt zurück auf diejenige der Frau. Sein Haus wird nicht zur Stätte deutschen Wesens und deutschen Familienlebens, sondern er verlumpt und verkommt mehr oder minder in seiner Hütte, die den Stempel durch das Wesen der Frau aufgedrückt erhält und den Mann nach vielleicht anfänglichem Sträuben schliesslich in seinem Denken und Handeln auf den Standpunkt und die

Sphäre hinabzieht, in der die Frau geboren ist und sich wohl fühlt.

Dasselbe zeigt sich bei den Mischehen zwischen den eingewanderten Deutschen und der eingesessenen Bevölkerung Südamerikas. Wo die Deutschen in ihren Dörfern zusammensitzen, wird ihr Fleiss, ihre Sauberkeit, ihre Ordnung allgemein gerühmt; wo die Männer eingeborene Frauen nehmen, da sind die Häuser unordentlich; unsaubere, zerlumpte und verlotterte Kinder treiben sich auf der Strasse umher und Müssiggang, Ausschweifung und Streit ist an der Tagesordnung.

Sollen sich etwa solche Zustände auch in Südwestafrika herausbilden? — Wie sie sich gestalten werden, das wird in erster Linie von der Art und Weise abhängen, in der die Frauenfrage ihre Lösung findet!

Ueberall in der Welt, soweit man in der Geschichte zurückblickt, war, wo ein Volk sich anschickte, neue Gebiete in Besitz zu nehmen und zu besiedeln, die Frauenfrage diejenige Frage, durch deren Entscheidung die Zukunft der Kolonie bestimmt wurde. Und die Entscheidung fiel stets so aus, wie sie den Verhältnissen, dem Charakter und dem sittlichen Standpunkt des kolonisierenden Volkes entsprach. Der Raub der Helena und der Raub der Sabinerinnen zeigt, wie die Frauenfrage im Altertum gelöst wurde. Die Sklavenjagden in Afrika, bei denen es zum grossen Teil auf die Frauen abgesehen ist, kennzeichnen die Frauenfrage der Araber und muhammedanischen Völker.“

Auch eine Art der Lösung dieser Frage deutete der Vortragende mit einigen Worten an:

„Ein ganz besonderes und neues Verfahren schlugen die Engländer bei der Besiedelung von Virginia in den Jahren 1619—1621 ein. Wie überall, so waren es auch hier fast nur Männer gewesen, die als erste Kolonisten übers Meer gegangen waren. Nachdem dieselben sich in den Besitz des Landes gesetzt und ihre Pflanzungen begonnen hatten, nahm die London-Compagnie, welcher König Jakob I. einen Frei-

brief für das Land erteilt hatte, die Beschaffung von Frauen für die Kolonisten in die Hand. Die Gesellschaft sandte auf ihre Kosten aus England 1619 eine Anzahl junger, ehrbarer Mädchen, welche sich dazu hatten bereit finden lassen, nach der Kolonie, welche gegen Zahlung von je 120 Pfund Tabak = 90 Dollars von den Kolonisten, ohne dass indessen auf die eine oder andere Seite ein Zwang ausgeübt wurde, frei gewählt wurden. Der gezahlte Preis sollte dabei lediglich eine Erstattung der der Gesellschaft durch den Transport entstandenen Kosten darstellen. Die Sache ging so gut, dass im nächsten Jahr eine zweite Schar von 60 jungen Mädchen, meistens Verwandte oder Freundinnen der zuerst gesendeten, folgten, und hier der Preis für eine Hausfrau bereits auf 150 Pfund Tabak stieg. Durch diese Massnahmen der Gesellschaft war die Einwanderung in Fluss gekommen, und den Voraufgegangenen folgten nun schnell weitere Personen beiderlei Geschlechts von selbst nach.

Auch wir dürfen dieser Sache nicht mit verschränkten Armen zusehen. Andernfalls riskieren wir, in 50 Jahren keine deutsche Kolonie mehr zu haben, sondern eine Bastardkolonie. Und so gewiss, wie wir heute den Ruf hören: „Kuba den Kubanern“, so werden wir dann dort den Ruf hören: „Südwestafrika den Afrikanern“.

Wie diese Frage gelöst wird, ist an sich gleichgiltig, aber gelöst muss sie werden. Es müssen die Mittel und Wege gefunden werden, ehrbare deutsche Mädchen in irgend einer geeigneten Form zur Auswanderung nach Südwestafrika zu bewegen. Etwas in der Sache haben in dankenswerter Weise die deutsche Kolonial-Gesellschaft in Berlin, sowie der evangelische Afrika-Verein in Koblenz bereits gethan, und sind schon verschiedene Mädchen, Bräute ehemaliger Angehöriger der Schutztruppe, unentgeltlich nach Südwestafrika befördert worden.

Schliesslich erübrigt noch die Erörterung der dritten Frage, nämlich über die beste Art der Besiedelung. Sollen wir ruhig zuwarten, bis die Ansiedler sich von selbst melden,

oder sollen wir sie mittelst eines wohlorganisierten Auswanderungssystems anwerben und deren Uebersiedelung leiten? Und wenn letztere Frage bejahend entschieden wird, wer soll dies thun? Der Staat oder eine Privatgesellschaft? Selbstredend besteht diese Frage nur für die Ansiedler aus der Heimat. Die ausscheidenden Mitglieder der Schutztruppe fallen von selbst weg, bei Buren und Afrikandern, welche wir überhaupt nur in beschränkter Anzahl brauchen können, thun wir besser, freiwillige Einwanderung abzuwarten.

Wenn wir auf die bezüglichlichen Erfahrungen älterer Kolonialstaaten bis in die neueste Zeit zurückblicken, so finden wir, dass man in jungen Kolonien nie gewartet hat, bis die Ansiedler von selbst kamen, sondern, dass man mindestens die ersten angeworben und gesendet hat. Denn dass rasch besiedelt wird, bedingt das einfache Erfordernis baldiger Nutzbarmachung der Kolonie. Ferner finden wir, dass die Besiedelungsarbeit in der Regel von demjenigen in die Hand genommen worden ist, welcher auch die Hoheitsrechte besass, sei dies der Staat, sei es eine mit Hoheitsrechten ausgestattete Privatgesellschaft. Denn bei dem Siedelungsgeschäft ist, wenn richtig betrieben, allerlei zu verdienen, z. B. der Dank des Vaterlandes, vielleicht auch der Dank der Ansiedler, eins aber ist niemals dabei zu verdienen, nämlich Geld. Ansiedler mit grossem Kapital kommen nicht, diejenigen mit geringem dagegen bedürfen ihrer sämtlichen Mittel für Ueberfahrt, erste Einrichtung und ersten Lebensunterhalt. Der Erwerb von Grund und Boden selbst darf daher ihr Kapital nicht schmälern. Ein anderes Verfahren würde die Einwanderung verlangsamen und damit auch die ganze Entwicklung der Kolonie. Derjenige aber, welcher die Hoheitsrechte besitzt, braucht beim Ansiedlungsgeschäft an sich nach der Gewinnchance nicht zu fragen, ihm kann es genügen, wenn aus dem Ansiedler mit der Zeit ein kräftiger Steuerzahler wird. In dieser glücklichen Lage ist eine Privatgesellschaft ohne Hoheitsrechte nicht. Sie muss für ihre eingeschossenen Kapitalien Gewinn verlangen

und kann solchen lediglich bei dem Besiedelungsgeschäft selbst finden. Will eine Privatunternehmung sich jedoch trotzdem und auch ohne Gewinnchance dem Siedelungsunternehmen widmen, so kann sie dies nur in kolonialem Interesse und durchaus selbstlos thun, ein Gedanke, wie er s. Zt. bei Gründung des Syndikats für Siedelung in Klein-Windhoek vorgeschwebt hat, der aber in der Folge wieder verloren gegangen ist. Oder aber das Privatunternehmen betreibt das Siedelungsgeschäft nur nebenbei, als Mittel zum Zweck, sucht aber den Gewinn auf anderem Gebiete, wie solches wohl z. B. bei Bergwerks- und Eisenbahn-Gesellschaften denkbar ist.

Die Frage, ob es einer Regierung zieme, die Auswanderung zu ermutigen, oder ob die Verantwortung für sie zu gross sei, lasse ich dahingestellt. Sind indessen die Ansiedelungsbedingungen günstig, gleichgiltig ob eine Privatgesellschaft oder eine Regierung sie stellt, so wird die Ermutigung zur Auswanderung eines besonderen Druckes nicht bedürfen.

Schliesslich will ich nicht verschweigen, dass wir in dieser Beziehung mit der Zeit auf abschüssige Bahnen geraten sind. Denn nach oberflächlicher Schätzung befinden sich in Südwestafrika von dem verfügbaren Land z. Zt. in den Händen der vorhandenen Privatgesellschaften 50 pCt. und nur 7 pCt. in denjenigen der Regierung, der Rest in den Händen der Eingeborenen. Doch ist bereits begonnen, diese Entwicklung wieder rückwärts zu schrauben.

Wenn ich vorhin gesagt habe, mit fortschreitender Besiedelung würde das Schutzgebiet in die Lage kommen, auf eigenen Füßen zu stehen, so kann ich schliesslich hinzufügen, dass dasselbe auch Ueberschüsse an das alte Vaterland wird abführen können, sobald die gewiss vorhandenen Mineral-schätze erschlossen werden. Auch die Entwicklung dieser Sache wird die im Bau begriffene Bahn beschleunigen..

Zu welchem Zeitpunkt endlich das Schutzgebiet die aufgewendeten Kosten lohnen wird, das vorauszusagen geht

über menschliches Können. Jedenfalls darf das alte Vaterland die Geduld nicht zu rasch verlieren. Wer seinen Acker nicht düngt, darf auch keine Früchte erwarten, und wer von einem heranwachsenden Kinde zu früh Erträgnisse verlangt, stört dessen Entwicklung. Setzen wir das Schutzgebiet nur erst einmal richtig in den Sattel, reiten wird es dann schon können.

Und dann dürfen wir auch bei Abwägung des Wertes unserer Kolonien nicht die moralische Seite der Sache ausser Acht lassen. Wie heutzutage im innern Staatsleben der wirtschaftliche Kampf die erste Rolle spielt, sodass sogar von mancher Seite behauptet wird, die bisherigen Parteidbildungen hätten sich überlebt, so treten allem Anschein nach auch nach aussen, an Stelle der politischen, allmählich die wirtschaftlichen Gegensätze der Nationen. Und der Kampf um diese wird nicht bloss auf dem Europäischen Festlande ausgefochten werden, sondern auch, und zwar besonders, draussen auf dem Meere und in den Kolonien. Es muss uns jeder Fuss breit deutscher Erde da draussen, auch wenn vorläufig ertraglos, willkommen sein und daher auch heutzutage die unbedingte Notwendigkeit einer starken Marine. Welchen Machtfaktor wird z. B. in diesem Kampfe Südwestafrika darstellen, wenn dereinst auf den Ruf Seiner Majestät dort mehrere tausend deutscher wehrfähiger Männer zur Verfügung stehen! Schon jetzt ist das Schutzgebiet als solches in Süd-Afrika fühlbar. Zahlreiche im Burenstaate wie in der Kapkolonie ansässige deutsche Bürger sehen mit Stolz auf diesen Fleck Erde, wo die deutsche Fahne frei und bis jetzt auch stets ehrenvoll geweht hat. Dieselben sind daher eher geneigt, ihr Deutschtum festzuhalten, als solches sonst der Fall sein würde. Nehmen müssen wir daher noch mehr Land ausserhalb Europa, wo sich die Gelegenheit hierzu bietet, aber nichts aufgeben. Sehen wir doch, welche Anstrengungen auch weniger mächtige Staaten, wie Portugal und Spanien machen, um ihren Kolonialbesitz festzuhalten, Anstrengungen, für

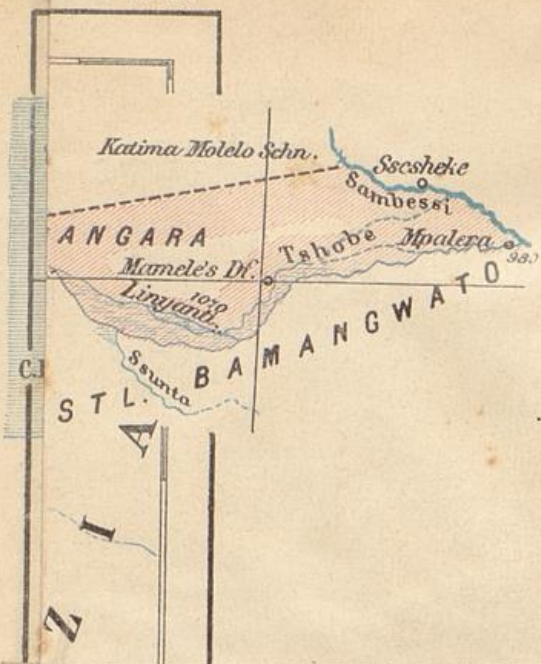
welche trotz der natürlichen Hilfsquellen in Frage stehender Kolonien für Spanien wenigstens ein Lohn in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist.

Ich denke, die Zeiten sind endgiltig vorbei, in welchen ein ohnmächtiges Deutsches Reich mit seiner überschüssigen Bevölkerung nichts anzufangen wusste, als den sogenannten „Völkerdünger“ für fremde Nationen zu bilden. Aber auch die Zeiten sind vorüber, in welchen wir die Rolle des „Poeten“ in dem bekannten Gedicht „Teilung der Welt“ gespielt haben. Das beweist die kräftige Initiative Seiner Majestät, jetzt, wo es sich darum gehandelt hat, rechtzeitig in Ost-Asien Fuss zu fassen. Sind wir auch in Zeiten, in welchen man anders dachte, in Afrika spät gekommen und haben daher auch den besten Teil nicht mehr erhalten, so ist dies kein Grund, nicht wenigstens in dem, was wir dort haben, die deutsche Fahne auch fernerhin hochzuhalten, und die nachkommenden Geschlechter werden uns hierfür Dank wissen. Auch dort wollen wir, um ein bekanntes, bereits geflügelt gewordenes Wort zu gebrauchen: „Niemand in den Schatten stellen, aber gleichfalls unseren Platz in der Sonne verlangen.“

Ich bin nun zum Schlusse meines Vortrages gelangt und erübrigt mir nur noch, Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen, sowie für Ihre Aufmerksamkeit zu danken. Mir selbst wird es der schönste Lohn sein, wenn es mir gelungen sein sollte, für unsere Kolonialpolitik im allgemeinen, sowie für unsersüdwestafrikanisches Schutzgebiet im besonderen, Interesse zu erwecken, namentlich in der Reichshauptstadt, welche in nationalen Angelegenheiten naturgemäss mit an der Spitze stehen muss. Wir dürfen nicht vergessen, dass Deutschland kein eigentlicher Ackerbaustaat mehr ist, sondern dass die Wurzeln unserer Kraft in der Industrie, sowie im Handel beruhen, welche Faktoren allein uns die Ernährung und Versorgung unseres Ueberschusses an Bevölkerung ermöglichen. Ein solcher Staat darf sich nicht auf das eigene Land beschränken, er bedarf der Beherrschung der Meere,

sowie der Beherrschung fremder Länder. Darum muss bei uns, wie in England, die Kolonial-Politik ein unveräußerlicher Bestandteil unserer gesamten Politik sein. Dieselbe muss über den Parteien stehen, denn sie ist keine politische, sondern eine wirtschaftliche Frage. Es würde mir zur besonderen Freude gereichen, wenn es mir gelungen sein sollte, diesem Gedanken hiermit zum Durchbruch zu verhelfen.

48  
N° 5.





Druck von Otto Klemm, Berlin 3.

Geographische Verlagshandlung  
DIETRICH REIMER (E. VOHSEN) BERLIN.  
Wilhelmstrasse 29.

Bibliothek der  
Leschalle in Bremen

Deutsche Kolonial-Gesellschaft

Abteilung: Berlin-Charlottenburg.

Verhandlungen 1898/99.

Heft 2.

W. Bornhardt, ✓

Bergassessor.

Ueber die

Ergebnisse meiner Reisen

in

Deutsch-Ostafrika.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1898.

Verlag von Dietrich Reimer

(Ernst Vohsen).

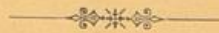


Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:  
Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat, vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.  
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.  
Fritz Friedländer.  
Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.  
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.  
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.  
Imberg, Rechtsanwalt.  
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.  
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.  
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.  
W. Staudt.  
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.  
Stücklen, Fabrikbesitzer.  
Ernst Vohsen, Konsul a. D.  
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin S., Alexandrinenstrasse 68/69 wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämmtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Über die  
Ergebnisse meiner Reisen  
in  
Deutsch-Ostafrika.

---

Vortrag

von

**W. Bornhardt,**  
Bergassessor.



Die Versammlung fand statt am Montag, den  
14. November 1898 im grossen Saale des Hôtel Saxonía.

Nachdem der Vorsitzende, Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg*, die Sitzung eröffnet hatte, verlas der Schriftführer Herr *Emil Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder wie folgt:

*Langhoff*, Amtsrichter. — *Reinke*, stud. jur. — *von Massow*, Prem.-Lieutn. — *Preil*, Sek.-Lieutn. — *Freih. von Wilnowski*, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat. — *von Semmern*, Korv.-Kap. — *Frau von Stephan*, Excell. — *von Katte* Dr. jur. — *Jaffé*, Dr. jur. — *Körte*, Major a. D. — *F. R. Henneberg*, Ingen. — *Dinckelberg*, Hofrat. — *von Wedel*, Excellenz, General. — *Freiherr von Gemmingen*, Lieutn. — *Berthold Hirsch*, Fabrikbesitzer. — *Tirpitz*, Excell., Staatssecretair, — *Kressner*, Generalmajor. — *F. Thimm*, Reg.-Rat. — *Georg Graf Stillfried*, Prem.-Lieutn. — *Fechstein*, Hauptmann d. Res. — *Ernst Becker*, Dr. med. — *von Unger* Major. — *Dr. Erich von Drygalski*, Privatdocent. — *Reinhard*, Geh. Rat. — *Hohmann*, Prem.-Lieutn. — *Bender*, Prem.-Lieutn. — *von Lichtenberg*, Sek.-Lieutn. — *Sievers*, Sek.-Lieutn. — *Boy*, Sek.-Lieutn. — *Pohl*, Sek.-Lieutn. — *Gutschmidt*, Sek.-Lieutn. — *Hannig*, Sek.-Lieutn. — *Hinze*, Sek.-Lieutn. — *Alverdes*, Sek.-Lieutn. — *von Poncet*, Sek.-Lieutn. — *Baumbach*, Sek.-Lieutn.

Hierauf erhielt Herr Bergassessor *Bornhardt* das Wort zu seinem Vortrage: Über die Ergebnisse meiner Reisen in Deutsch-Ostafrika.

Meine Herren!

Mein Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika hat etwas über zwei Jahre, von November 1895 bis November 1897, gedauert. Während dieser Zeit habe ich in erster Linie die Aufgabe gehabt, eine Reihe von Mineralvorkommnissen bergmännisch zu untersuchen. Ich bin daneben bemüht gewesen, die bereisten Gegenden topographisch und geologisch aufzunehmen. Dabei habe ich meine besondere Aufmerksamkeit auf die mit den geologischen Verhältnissen in engem Zusammenhang stehenden Bodenverhältnisse zu richten gesucht. Zu ethnographischen, zoologischen oder botanischen Arbeiten hat mir sowohl die Zeit als auch die Vorbildung gefehlt.

Auf allen meinen Reisen bin ich von einem zweiten Europäer, dem Bergtechniker Schwarz, begleitet gewesen. Schwarz hat mir in sehr vielseitiger Weise genützt; durch seine Mitwirkung ist mir die Lösung meiner Aufgaben wesentlich erleichtert worden.

Die Wandkarte dort veranschaulicht Ihnen in Gestalt der blauen Linien den Verlauf meiner Reisewege. Sie ersehen aus der Karte, dass die Reisen auf den Süden und Osten des Schutzgebietes, auf die Umgebung des Nyassa und das Küstengebiet, beschränkt geblieben sind.

Der zeitliche Verlauf der Reisen ist folgender gewesen:

Im November 1895 unternahm ich meine erste Reise in die im Hinterlande von Tanga, südlich vom Usambara-Gebirge, gelegene Hügellandschaft Bondei. Verschiedene Unternehmer wollten hier, im Gebiete der Urgneissformation, Gold gefunden haben. Es sollte amtlich festgestellt werden, welche Thatsachen den Behauptungen zu Grunde lagen. Die Untersuchung ergab, dass zwar Spuren von Gold an manchen Stellen vorkamen. Die Spuren waren aber viel zu geringfügig, als dass an eine Ausbeutung auch nur entfernt hätte gedacht werden können.

Die zweite Reise führte mich im Januar und Februar 1896 in 37tägigem Marsche von Lindi nach dem Norden des Nyassa. Der Zweck dieser Reise war, die Umgebung des Nyassa, soweit sie zum deutschen Schutzgebiete gehörte, auf das Vorkommen abbauwürdiger Lagerstätten von Steinkohle zu untersuchen. Die Vermutung, dass hier Steinkohlen vorkommen möchten, gründete sich teils auf die Kenntnis von dem Vorhandensein von Kohle an verschiedenen Stellen des britischen Nyassagebietes, teils auf einen Bericht des seither verstorbenen Bezirksamtmanns v. Eltz, wonach die von Nordwesten her in den Nyassa mündenden Flüsse Ssongwe und Kivira nicht selten Bröckchen von Steinkohle mit sich führen sollten.

Ich bin über 10 Monate, bis Ende Dezember 1896, am Nyassa verblieben. Von dieser Zeit sind mir für meine

Untersuchungen mehr als 4 Monate dadurch verloren gegangen, dass ich nach dem Tode des Herrn v. Eltz, Anfang Juli 1896, genötigt war, die Verwaltung des Nyassabezirks zu übernehmen. In den verbleibenden 6 Monaten habe ich eine Anzahl von Reisen durch die nördliche und östliche Umgebung des Sees ausgeführt. Dabei ist es mir möglich gewesen, das Vorkommen von Steinkohle in zwei getrennten Gebieten, am Unterlauf des Ruhuhu und zwischen den Flüssen Ssongwe und Kivira, nachzuweisen.

Den Rückweg vom Nyassa nach der Küste nahm ich nicht wieder über Land, sondern auf dem Wasserwege, über den schiffbaren Abfluss des Nyassa, den Shire, und den Zambesi.

Von Tschinde an der Zambesi-Mündung aus, wo ich den Ozean wieder erreichte, hatte ich Gelegenheit, noch einige Küstenreisen zu unternehmen, zuerst nach Norden bis Quelimane, dann nach Süden über Beira und Inhambane bis Delagoa-Bay. Von Delagoa-Bay aus erreichte ich über Beira und Mozambique am 8. Februar 1897 wieder Daressalam.

Hier fand ich eine Reihe neuer Aufgaben vor:

An zwei Stellen, ganz in der Nähe der Küste, bei Bagamoyo und Mtschinga, wollte man Kohlen gefunden haben. Neben einer Begutachtung dieser Funde sollte eine allgemeine Untersuchung darüber angestellt werden, ob und wo etwa sonst in nicht allzu grosser Entfernung von der Küste Kohlen im Schutzgebiete vorhanden seien.

Vorkommnisse von Glimmer und Graphit, die schon seit Jahren von verschiedenen Stellen des Schutzgebietes bekannt waren, sollten auf ihre Ausbeutungsfähigkeit untersucht werden.

Dasselbe wurde für mehrere Vorkommnisse von Granaten verlangt.

Eine geologische Untersuchung von Schwefel- und anderen Mineralquellen, die in der Nähe der Küste auftreten, sollte stattfinden; und so waren es noch mehrere Aufgaben, die mir vom Gouvernement zugewiesen wurden.

Ich bin bei der Beschäftigung mit diesen Aufgaben in den zehn Monaten von Februar bis Ende November 1897 fast unausgesetzt unterwegs gewesen. Zweimal bin ich dabei noch etwa 200 km weit in das Innere hineingekommen: einmal im Hinterlande von Daressalam bis zu den Uluguru- und Mindubergen, dann im Hinterlande von Mikindani und Lindi bis mehrere Tagereisen westlich von der Missionsstation Newala. Sonst haben sich die Reisen näher an der Küste gehalten. Auf kurzen Ausflügen habe ich auch Gelegenheit gehabt, die der Küste vorgelagerten Inseln Mafia, Zanzibar und Pemba wenigstens oberflächlich kennen zu lernen.

Ich möchte mir nun erlauben, Ihnen zunächst einen Überblick über die topographischen, geologischen und bergmännischen Ergebnisse meiner Reise zu geben, wobei ich insbesondere auf die Bodenverhältnisse einzugehen denke, und Ihnen dann an der Hand der so gewonnenen tatsächlichen Unterlagen meine Meinung über den wirtschaftlichen Wert der bereisten Gebiete auseinandersetzen.

Das topographische Material, das ich gesammelt habe, besteht aus Routenaufnahmen, die sich über eine Gesamtlänge von etwa 6000 km erstrecken. Es wird ergänzt durch Panoramen-Zeichnungen von über 100 verschiedenen Aussichtspunkten, durch 62 Breitenbestimmungen und 3 Bestimmungen der absoluten Länge.

Dieses Material wird gegenwärtig in dem kartographischen Institut des Herrn Dr. Richard Kiepert verarbeitet. Es werden hier zunächst sogenannte Rohkonstruktionen in grossem Massstab (1 : 75 000 oder 1 : 37 500) hergestellt. Danach werden Reduktionen auf kleineren Massstab ausgeführt. Eine Reduktion auf den Massstab 1 : 500 000 ist dazu bestimmt, einem im Laufe des nächsten Jahres zu veröffentlichen ausführlichen Bericht über meine Reisen beigegeben zu werden.

Einige Beispiele von Rohkonstruktionen, von der Hand der Herren Moisel und Sprigade herrührend, sehen Sie dort ausgehängt.

Ich möchte nicht unterlassen, an dieser Stelle meinem lebhaften Danke Ausdruck zu geben für die ausserordentliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der sich die Herren des Kiepert'schen Instituts die Verarbeitung meines Materials angelegen sein lassen. Es gehört ein erstaunlich hohes Mass von Geduld und scharfsinniger Überlegung dazu, um Alles, was aus den Aufnahme-Notizen und den Landschaftszeichnungen herauszulesen ist, im Kartenbilde in zutreffender Weise wiederzugeben. Im Kiepert'schen Institute wird hierbei mit einer Gründlichkeit und einem Geschick gearbeitet, wie sie unerreicht dastehen.

Die Haupt-Ergebnisse der geologischen Untersuchung sehen Sie — wie ich bemerken möchte, nur in schematischer Form — auf der zweiten Wandkarte veranschaulicht. Die Farben deuten die Verbreitungsgebiete der geologischen Formationen an. Karminrot ist für die archaischen, Mennige für die jungvulkanischen Bildungen, grau für die Ablagerungen der Karooformation, blau für den Jura, grün für die Kreide, dunkel- und hellgelb für unteres und oberes Tertiär und graugrün für das Alluvium gewählt.

Den bedeutendsten Anteil an der Zusammensetzung der Oberfläche des Schutzgebietes nimmt das archaische oder Urgebirge, das vorwiegend aus Gneissen, daneben aus Graniten und, im Westen des Schutzgebietes, in einer vom Nyassa bis zum Viktoria-Nyanza reichenden, in ihren Grenzen noch unbestimmten Zone, aus Gesteinen der Urschieferformation besteht. Die oberflächliche Verbreitung der archaischen Bildungen wird nach Osten durch eine auch orographisch hervortretende Linie begrenzt, die im Norden, in Usambara, bis auf 30 km an die Küste herantritt, sich nach Süden aber allmählich immer weiter von ihr entfernt. Während das im Westen dieser Linie gelegene archaische Gebiet zur Entfaltung von gebirgigem Charakter neigt, dehnt sich östlich von ihr bis zur Küste ein im Allgemeinen tiefergelegenes Flachland aus. Weite Teile dieses Flachlandes sind mit horizontal gelagerten sedimentären Schichten über-

deckt, die einst eine zusammenhängende Decke gebildet haben, später aber bis auf die jetzt noch vorhandenen Reste, die kaum mehr ein Drittel der ursprünglichen Ausdehnung einnehmen, wieder zerstört worden sind. An den Stellen, an denen die Zerstörung besonders tief eingegriffen hat, liegt der archaische Untergrund, der in der Tiefe auch unter dem Flachlande nicht fehlt, vielfach offen zu Tage.

Der Boden, der aus dem Gneiss, als dem für uns wichtigsten Gliede der archaischen Bildungen, durch Verwitterung hervorgeht, stellt in der Regel einen lebhaft rot gefärbten, schwer durchlässigen, festen Lehm dar, das, was gewöhnlich als Gneiss-Laterit bezeichnet wird. Dieser Boden erweist sich bei gehöriger Auflockerung durch Hackarbeit als recht fruchtbar. Er ist sowohl in Usambara und Bondei als in Ukami und Uluguru, Angoni-Land, Kinga-Land und Bundali weit verbreitet. Die Pflanzungen in Ost-Usambara, die Plantagen Lewa und Schöller in Bondei und diejenigen der katholischen Missionsstation Mrogoro am Nordende der Uluguru-Berge sind auf solchem Gneiss-Laterit-Boden angelegt. Der Boden bewahrt seine lebhaft rote Farbe z. T. auch da, wo er wie in Ost-Usambara von üppigem, tropischem Urwald bestanden ist. Erst oberhalb einer gewissen Höhengrenze nimmt er, wohl unter dem Einflusse der alsdann besonders hohen und beständigen Luftfeuchtigkeit, oberflächlich eine dunkle, humöse Beschaffenheit an.

Der Mineralreichtum des archaischen Gebirges ist in Deutsch-Ostafrika nach den bisherigen Erfahrungen nicht gross. Ich möchte es aber nicht für ausgeschlossen halten, dass sich dieses Urteil in Zukunft noch bis zu einem gewissen Grade änderte. Die archaischen Bildungen nehmen im Schutzgebiete einen Raum ein, der dem deutschen Reiche an Grösse nahe kommt. Um über den Mineralvorrat eines so weiten Gebietes eine sichere Vorstellung zu gewinnen, dazu sind denn doch Untersuchungen von grösserer Ausdehnung nötig, als sie bisher haben angestellt werden können.

Meine Untersuchungen im Bereiche des archaischen Gebirges haben im Einzelnen folgendes ergeben:

Von geschwefelten Erzen habe ich nirgends etwas gefunden.

Magneteisen kommt mehrfach in erheblicher Mächtigkeit und Reinheit vor. Leider hat dieses Mineral in Innerafrika aber durchaus keine wirtschaftliche Bedeutung.

Graphit ist weit verbreitet, findet sich aber, soweit bis jetzt bekannt ist, nirgends in geschlossenen, reinen Lagerstätten, sondern immer nur als Gemengteil des Gneisses. Solche Vorkommnisse sind in Innerafrika ebenfalls unverwertbar.

Grossplattiger Glimmer findet sich in verschiedenen Gebieten. In den Uluguru-Bergen habe ich ihn stellenweise von so vortrefflicher Beschaffenheit und in solcher Menge angetroffen, dass hier in nächster Zeit mit einer planmässigen Gewinnung des Minerals begonnen werden soll. Der Glimmer findet in neuerer Zeit eine sehr ausgedehnte und an Ausdehnung immer noch zunehmende Verwendung als Isolationsmittel in der Elektrotechnik. Er erzielt je nach Reinheit und Grösse der Platten Preise von 1 bis 15 Mk. und mehr das Kilogramm. Das sind Preise, die es wohl möglich erscheinen lassen, dass der Betrieb in den Uluguru-Bergen einen Nutzen abwerfen wird.

Granaten waren zu der Zeit, als ich mich am Nyassa aufhielt, in der Nähe der Station Masinde gefunden worden. Infolge einer Verwechslung des Minerals mit dem viel wertvolleren Spinell erregten die Funde zunächst ein gewisses Aufsehen. Der Irrtum wurde bald erkannt. Das aufgesammelte Material hat sich seither als unverwertbar erwiesen.

Bessere Ergebnisse lieferte die Untersuchung eines Granatvorkommens im Süden des Schutzgebietes, einige Tagereisen westlich von der Missionsstation Newala. Die von dort stammenden Granaten geben geschliffen recht schöne Schmucksteine. Ich habe einen grösseren Vorrat des Minerals mit hierher gebracht, der zu so guten Preisen Absatz findet,

dass es wohl der Mühe wert erscheint, mit einer Gewinnung in grösserem Massstabe einen Versuch zu machen. Soviel ich weiss, werden geschliffene Steine von dieser Fundstelle in dem deutschen Kolonialhause des Herrn Bruno Antelmann hier vorrätig gehalten.

Gold habe ich, abgesehen von den geringen Spuren im Hinterlande von Tanga, nirgends nachweisen können. Ich muss aber bekennen, dass ich mit den zum Nachweise dieses Metalls erforderlichen Gerätschaften nur ungenügend ausgerüstet gewesen bin, und dass ich bei der Beschäftigung mit meinen sonstigen Aufgaben auch nur wenig Zeit für die recht langwierige Arbeit des Goldsuchens habe erübrigen können. Ich kann daher nicht behaupten, dass in den Gebieten, in denen ich kein Gold gefunden habe, auch wirklich nichts vorkommt.

Von anderer Seite ist neuerdings im Süden des Viktoria-Nyanza, in der Landschaft Usindya, Gold gefunden worden. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, scheinen aber kein ungünstiges Ergebnis zu liefern. Das Gold kommt hier in Quarzgängen, die in der Urschieferformation aufsetzen, vor. Dieselbe Formation ist in Afrika auch sonst vielfach reich an Goldvorkommnissen, wesentlich reicher jedenfalls als die Urgneissformation. U. A. kennt man sie als goldführend in Transvaal, Maschona- und Matabeleland, in Senegambien, Oberguinea, Nubien und den Gallaländern\*); in den letzten Jahren sind Goldlagerstätten in ihr auch in den westlich vom Nyassa und nördlich vom Zambesi gelegenen Gebieten British-Central-Afrikas entdeckt. In Deutschostafrika ist sie, wie ich vorhin bemerkte, im Westen, in einer vom Nyassa nach dem Viktoria-Nyanza reichenden Zone, verbreitet. Diese Zone wird man bei Anstellung weiterer Schürfvorsuche auf Gold in unserem Schutzgebiete in erster Linie ins Auge zu fassen haben, weit eher jedenfalls als die ihr

---

\*) Vgl. Futterer, Afrika in seiner Bedeutung für die Goldproduktion in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin 1895.

an Ausdehnung erheblich überlegenen Verbreitungsgebiete der Urgneissformation.

Vor wenigen Wochen ist eine Bergverordnung für Deutsch-Ostafrika erlassen, nach welcher jeder Schürfer oder Bergbautreibende, der gewissen einfach gehaltenen Anforderungen genügt, einen Rechtsanspruch auf die Gewährung von Schürf- oder Bergbaufeldern in reichlicher Abmessung bei freier Wahl der Lage erwirbt. Der bisherige Rechtszustand, wonach Bergbaurechte überhaupt nur auf Grund langwieriger Verhandlungen mit der Regierung erworben werden konnten, ist damit beseitigt. Es ist zu hoffen, dass der Erlass der Verordnung einen belebenden Einfluss auf die Schürftätigkeit im Schutzgebiete äussern, und dass dann als Folge auch die Auffindung abbauwürdiger Minerallagerstätten an der einen oder anderen Stelle des Schutzgebietes nicht ausbleiben wird.

Unter den postarchaischen Formationen, die bisher in Ostafrika nachgewiesen sind, ist als älteste die Karooformation zu nennen. Es ist dies die Formation, die in Transvaal und Natal recht bedeutende und seit Jahren in immer zunehmendem Masse ausgebeutete Steinkohlenlagerstätten enthält. Nördlich von Transvaal ist die Formation steinkohlenführend seit längerer Zeit bei Tete am Zambesi, an den Stromschnellen des Shire, an der Florence-Bay am Westufer des Nyassa und bei Ituli am Ludyende, zwei Tagereisen südlich von dem deutsch-portugiesischen Grenzflusse Rovuma, bekannt.

In Deutsch-Ostafrika habe ich Reste von ihr an einer Anzahl weit von einander entlegener Stellen angetroffen: zuerst am Nyassa, am Unterlaufe des Ruhuhu und zwischen den Flüssen Ssongwe und Kivira, dann näher der Küste an den Pangani-Schnellen des Rufiyi und auf der Ostseite der Uluguru-Berge am Ruvu und Ngerengere, endlich dicht an der Küste zwischen Tanga und Muoa.

In allen diesen Gebieten besteht die Formation vorwiegend aus Sandsteinen und sandigen Thonschiefern, die einen mageren, unfruchtbaren Verwitterungsboden liefern.

Die Gebiete sind bei solcher Bodenbeschaffenheit fast durchweg unbewohnt und im Allgemeinen nur mit einem lichten, dürftig aussehenden Laubwalde bedeckt.

Während ich in den Gebieten am Rufiyi, Ruvu, Ngerengere und nördlich von Tanga trotz aufmerksamen Suchens keine Spur von Kohle habe auffinden können, ist solche am Nyassa in beiden Verbreitungsgebieten der Formation vorhanden. Die Vorkommnisse am unteren Ruhuhu haben sich als unabbauwürdig erwiesen. Dagegen zeichnen sich die zwischen dem Ssongwe und Kivira lagernden Kohlen durch erhebliche Mächtigkeit und befriedigende Reinheit aus. Die Kohlen bleiben zwar hinter guter westfälischer oder englischer Kohle an Heizkraft zurück, halten aber den Vergleich mit den in Südafrika gewonnenen Kohlen vollkommen aus. Die Lagerstätten liegen etwa 40 km vom Ufer des Nyassa entfernt. Die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen den Fundstellen und dem See würde keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen.

Vom rein technischen Standpunkte aus betrachtet, sind die Kohlen gewiss als abbauwürdig zu bezeichnen, und ich möchte auch zuversichtlich hoffen, dass noch einmal eine Zeit kommen wird, in der sich hier ein Steinkohlenbergbau von Bedeutung entwickeln wird. Leider fehlt es aber jetzt und für die nächste Zukunft noch an jeder irgendwie nennenswerten Möglichkeit eines Absatzes der Kohle.

Von einem Transport der Kohlen nach der Küste, sei es auf dem Wasserwege, über den Shire und Zambesi, oder auf einer zu dem Zwecke zu erbauenden Eisenbahn, kann keine Rede sein. Die Kohle würde durch solchen Transport viel zu sehr verteuert werden. Gute englische Kohle ist heute an der ostafrikanischen Küste schon für einen Durchschnittspreis von 40 Mk. die Tonne zu erhalten. Für einen solchen Preis würde die Nyassakohle auch nicht entfernt an die Küste zu liefern sein.

Die auf dem Nyassa schwimmenden Dampfer, zur Zeit sieben an der Zahl, brennen Holz. Davon ist rings um den

See so viel vorhanden, dass an eine Erschöpfung der Vorräte in absehbarer Zeit nicht zu denken ist. Es kommt nur darauf an, die Eingeborenen anzuhalten, dass sie die üblichen Landungsplätze regelmässig in genügender Weise mit Holz versorgen. Wenn das an der einen oder anderen Stelle von weiter her mit Hülfe von Kanoes geschehen muss, so macht das nichts aus. Die Arbeitslöhne sind am Nyassa so niedrig, dass das Holz dadurch keine übermässige Verteuerung erfahren kann. Zu meiner Zeit, vor jetzt zwei Jahren, erhielt man das Holz so billig, dass die vorhandenen Dampfer alle zusammen genommen jährlich nicht mehr als 4000 Rupien oder 5000 bis 6000 Mk. für Feuerung aufzuwenden brauchten. Mag sich dieser Betrag im Laufe der Zeit auch beträchtlich, sagen wir selbst auf das Zehnfache, erhöhen, so wird damit immer noch kein starker pekuniärer Anreiz zur Eröffnung eines Steinkohlenbergbaues am Nyassa gegeben sein.

In dem neuesten Hefte des Kolonialblattes lese ich, dass das Bezirksamt Langenburg im Juli d. J. einen Versuch mit der Gewinnung von Kohle zwischen Ssongwe und Kivira gemacht hat und dass es die Gestehungskosten der Tonne Kohlen in Langenburg bei Annahme einer Monatsförderung von 40 t auf  $22\frac{1}{2}$  Rupien berechnet. Diese Berechnung leidet an zwei Mängeln. Erstens ist für die Beaufsichtigung der Gewinnung durch einen Europäer nichts in Ansatz gebracht. Eine solche Beaufsichtigung ist aber unbedingt notwendig, wenn eine ständige Gewinnung der Kohle eingerichtet werden soll. Dann ist ausser Acht gelassen, dass die jetzige mühelose Gewinnung der Kohle an der Oberfläche bald ein Ende erreichen wird. Beide Punkte werden zusammenwirken, um die Gewinnung der Kohle bedeutend teurer zu gestalten, als das Bezirksamt annimmt. Eine Erniedrigung der Gestehungskosten wird erst dann wieder zu erwarten sein, wenn die Förderung ganz bedeutend, etwa auf 40 t täglich statt monatlich, gesteigert werden kann. Dazu sind aber die Bedingungen einstweilen eben durchaus nicht gegeben.

Ich teilte schon mit, dass ich in den näher der Küste gelegenen Verbreitungsgebieten der Karooformation keine Kohle gefunden hätte. Die Untersuchung dieser Gebiete ist eingehend genug gewesen, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen, dass hier auch von der Anstellung von Tiefbohrungen kein Erfolg zu erwarten ist. Ich habe ferner vom ganzen Osten des Schutzgebietes genug kennen gelernt, um die Behauptung aufstellen zu können, dass der einzige nicht gar zu weit von der Küste entfernt liegende Bezirk, in welchem man allenfalls noch hoffen kann, Reste der Karooformation mit Kohlen darin aufzufinden, derjenige ist, den Sie auf der geologischen Uebersichtskarte weiss gelassen sehen. Dieser südlich vom Ulanga und Rufiyi und nördlich von der Route Lindi-Nyassa gelegene Bezirk ist geologisch noch fast unbekannt. Gross ist die Wahrscheinlichkeit, dass man hier abbauwürdige Kohlen finden wird, aber auch nicht. Man wird auch immer auf eine Mindest-Entfernung der etwa aufzufindenden Kohlen von der Küste von 250 km zu rechnen haben.

Die beiden Kohlenfunde, die, wie ich vorhin erwähnte, dicht an der Küste gemacht sein sollten, das eine Mal einige Stunden südlich von Bagamoyo, bei Yombo, das andere Mal 40 km westlich von Mtschinga, am Fusse des Noto-Plateaus, haben die darauf gesetzten Erwartungen völlig enttäuscht.

An der ersten Fundstelle hatte der Finder die verkohlten Wurzelstöcke mehrerer bei Steppenbränden niedergebrannter Bäume für das Ausgehende von Kohlenflötzen angesehen.

An der zweiten Fundstelle handelte es sich zwar um echte fossile Kohle, eine pechkohlenartige Braunkohle, die in Schichten jurassischen Alters enthalten war. Das Vorkommen beschränkte sich aber auf einige kaum fingerdicke Schnüre in einer 2 bis 3 m mächtigen Lage von grauem Letten. Mächtigere Lagerstätten waren durchaus nicht aufzufinden, obwohl die jurassische Schichtenfolge in der Nähe der Fundstelle in einer Anzahl tief eingeschnittener Bachthäler gut aufgeschlossen war.

Die jurassischen Schichten, deren Namen ich eben nannte, stehen in Ostafrika denen der Karooformation im Alter am nächsten. Sie haben einst das ganze Flachland östlich von dem Höhenrande des archaischen Gebirges gleichmässig überdeckt, sind heute aber zum grösseren Teile wieder zerstört.

Nach ihrer Gesteinsbeschaffenheit gliedern sie sich in drei Abteilungen, eine untere von vorwiegend thonigem, eine mittlere von kalkigem Charakter und eine obere, die aus sandigen Lehmen, Letten und Sandsteinen zusammengesetzt ist. Wir können hier die unteren beiden Abteilungen ausser Acht lassen, da sie der oberen an Mächtigkeit weit nachstehen und an der Oberfläche nur verhältnismässig geringen Raum einnehmen.

Die Schichten der oberen Abteilung möchte ich nach ihrer typischen Entwicklung in der im Süden des Schutzgebietes belegenen Landschaft Makonde als Makonde-Schichten bezeichnen. Sie neigen, da sie neben leicht angreifbaren sandigen Lehmen und Letten auch feste widerstandsfähige Sandsteine enthalten, zur Plateaubildung. Eine Reihe von Plateaus, die hierher zu rechnen sind, ist längs der Küste von Süden nach Norden verteilt: südlich vom Rovuma liegt das Mavia-, nördlich davon das Makonde-Plateau, jenseits des Lukuledi folgt die Plateau-Landschaft von Mwera, weiterhin diejenige am Mavudyi-Bache, endlich im Südwesten von Dar es salam das Usaramo-Plateau, dessen Plateauarakter, im Ganzen betrachtet, nicht zu verkennen ist, wenn er im Einzelnen auch durch spätere Erosionswirkung vielfach gestört erscheint. Während das Usaramo-Plateau 300 bis 350 m Seehöhe besitzt, erheben sich die südlichen Plateaus auf mehr als das Doppelte dieser Höhe. Ich habe auf dem Makonde-Plateau bei Newala eine grösste Höhe von 710, in der Plateau-Landschaft Mwera eine solche von 850 m feststellen können. Die Plateaus sind durch breite Senken von einander getrennt, deren Boden teils leicht hügeligen Charakter hat, teils ganz eben gestaltet ist und in diesem Falle von losen Sanden bedeckt zu sein pflegt. Von Süden nach Norden folgen aufeinander die Senken des

Rovuma, des Lukuledi, des Mbenkuru, Mandandu, Rufiyi und endlich des Ruvu. In westlicher Richtung fallen die Plateaus zu einem weiten Flachlande ab, das im Süden, auf der Route Lindi-Nyassa 200 km Breite besitzt und sich nach Norden durch Donde und Khutu bis nach Saadani an die Küste verfolgen lässt. In diesem Flachlande sind die Juraschichten ganz oder grösstenteils hinweggeräumt und tritt der Gneissuntergrund an manchen Stellen zu Tage. Oft geschieht dies in seltsam geformten, steil und inselartig aufragenden, kahlen Felskuppen, die hunderte von Metern, in den Massassi- und Madyedye-Bergen bis zu 600 m relativer Höhe erreichen.

Das Flachland ist von dem Höhenrande des archaischen Gebirges meist noch durch einen Hügellandsstreifen getrennt, der in Ukami und Khutu aus Ablagerungen der Karooformation, im Süden des Schutzgebietes, auf der Lindi-Nyassa-Route, aus Makonde-Schichten besteht. Auf den Boden-Charakter des Flachlandes komme ich später noch zu sprechen.

Die Makondeschichten liefern einen Boden, der alle Uebergänge von schwach sandigem Lehm bis zu reinem Sand zeigt. Sie sind fast durchgängig durch lebhaft rote Färbung ausgezeichnet, die an den Steilabbrüchen der Plateauränder oft weithin sichtbar hervortritt. Man darf die Schichten wegen dieser roten Färbung nicht mit den gleichfalls rot aussehenden Gneisslateriten verwechseln. Während diese einen festen, undurchlässigen, ungeschichteten Boden bilden, hat der Boden der Makondeschichten eine je nach dem Sandgehalt mehr oder weniger lockere und durchlässige Beschaffenheit und zeigt deutliche Horizontal-Schichtung.

Reste der Makondeschichten sind allem Anschein nach auch auf den Inseln Zanzibar und Pemba (dagegen kaum mehr auf Mafia) erhalten. Sie bilden auf den beiden Inseln die daselbst bis zu 100 m Seehöhe und mehr aufragenden Hügelzüge, deren rotgefärbter sandig-lehmiger Boden fast in seiner ganzen Ausdehnung die den Hauptreichtum der Inseln bildenden Gewürznelken-Plantagen trägt. Ganz derselbe Boden wie dort ist auf dem Festlande im Bereiche der Makonde-

schichten an manchen Stellen vorhanden. Nur fehlt ihm hier das rein ozeanische Klima, das die Inseln Zanzibar und Pemba so besonders fruchtbar macht.

Der Fruchtbarkeitsgrad der Makondeschichten wechselt auf dem Festlande beträchtlich. Fast in allen einzelnen Verbreitungsgebieten der Schichten findet man neben stark besiedelten Landstrichen solche, die ganz oder fast ganz unbewohnt sind. Die Ursache für den Wechsel liegt in erster Linie in den Wasserverhältnissen. Die Eingeborenen sind, da ständig fließende Bachläufe selten vorkommen, in der Trockenzeit auf das Wasser angewiesen, das entweder an den Hängen der Plateaus hervorsickert oder in den Einsenkungen des Geländes ergraben wird. Solches Wasser ist nur da zu finden, wo der Boden hinreichend durchlässig ist, um in der Regenzeit gewisse, nicht zu geringe Wassermengen in sich aufzunehmen. Thatsächlich giebt es weite Gebiete, die diese Bedingung erfüllen, und ich bin überzeugt, dass im Bereiche der Makondeschichten viel mehr Siedelungen, als man heute antrifft, vorhanden sein würden, wenn nicht die Kriegsunruhen früherer Jahrzehnte, die ständig wiederholten Mafiti- und Wangoni-Einfälle, einen entvölkernden Einfluss auf die Gegend ausgeübt hätten. Die unbewohnten Gebiete sind auf weiten Flächen mit einem dichten, oft fast undurchdringlichen Walde bedeckt, der sich vielfach durch Reichtum an Gummi-Lianen auszeichnet. Man wird in der Annahme kaum fehlgehen, dass der überwiegende Teil des in Deutsch-Ostafrika gewonnenen Gummis aus solchen auf Makondeschichten wachsenden Waldungen stammt.

Gewisse in Küstennähe vorkommende Bildungen, die nach ihren Versteinerungen der unteren und oberen Kreide angehören, übergehe ich als minder wichtig.

Von grösserer Bedeutung sind nach den Makondeschichten erst wieder die Ablagerungen des unteren Tertiärs. Sie bestehen aus dunklen Thonen, die oft Bänke eines unreinen Kalksteins einschliessen. Längs der Küste sind sie von der Südgrenze des Schutzgebietes bis über Kiswere hinaus in

einem Streifen, der bis zu 20 km Breite erreicht, verbreitet. Sie bilden da, wo sie sich am mächtigsten entwickeln, etwa bei Lindi, ein Hügelland, das bis zu 200 m Seehöhe hinaufreicht. Der fette Thonboden trägt innerhalb der in das Hügelland eingeschnittenen Thäler üppig aussehende Felder. Gute Erträge liefern auf diesem Boden von den gewöhnlichen Negerfrüchten namentlich Mais und Mtama. Von Mtama werden in Lindi und Mikindani nicht unerhebliche Mengen nach dem Norden des Schutzgebietes und nach Zanzibar ausgeführt.

Der alttertiäre Thonboden macht von Kiswere an nordwärts mehr und mehr einem lockeren, lehmigsandigen Boden Platz, der oft rötliche Färbung annimmt und dann leicht mit den Makondeschichten zu verwechseln ist. Er fehlt auch im Süden nicht ganz, tritt hier aber gegenüber dem alttertiären Boden an Bedeutung zurück. Auf den Inseln Mafia, Zanzibar und Pemba nimmt er weite Flächen ein. Nach den Versteinerungen, die in ihm vorkommen, besitzt er jungtertiäres Alter. An manchen Stellen hat er in jüngerer Zeit noch eine Umlagerung erfahren, infolge deren sein Alter dann als quartär zu bezeichnen ist.

Dieser jungtertiäre oder quartäre, durchschnittlich leicht lehmige Sandboden ist der eigentliche Träger für die im Küstengebiet und auf den Inseln zu Millionen verbreiteten Kokospalmen. Auf Zanzibar und Pemba gehört ihm anscheinend auch ein Teil der Gewürznelken-Plantagen an. Von den auf dem Festlande bestehenden Pflanzungen sind auf ihm u. a. der Versuchsgarten des Gouvernements in Dar-essalam, die Agave-Pflanzungen von Kurassini und Kikogwe und die Vanille-Pflanzungen von Bagamoyo und Kitopeni belegen. Ueber die günstigen Ergebnisse dieser Pflanzungen hat Ihnen im März d. J. Herr Regierungsrat Dr. Stuhlmann berichtet.

Wieweit der jungtertiäre Boden landeinwärts reicht, lässt sich schwer feststellen. Die lehmigen Sande der Küste gehen nach Westen allmählich in weit ausgedehnte lehmarme, Steppensande über, die ihre heutige Lagerung vielleicht

durchgehends derselben Meeresüberdeckung verdanken, aus der die jungtertiären Küstenbildungen hervorgegangen sind.

Diese Steppensande erstrecken sich durch den grösseren Teil des im Westen der Küsten-Plateaus sich ausbreitenden Flachlandes und ziehen sich von da jedesmal durch die zwischen den Plateaus befindlichen Senken nach der Küste herüber. Ihrem unfruchtbaren Charakter entsprechend tragen sie meist einen dürftigen Pflanzenwuchs. Im Süden findet man fast durchweg einen unansehnlichen lichten, aber wenig unterbrochenen Laubwald. Im Norden wechselt derselbe Wald mit sogenannter Parklandschaft und manchen ganz baumfreien, nur grasbewachsenen Partien ab. Dornbüsche, Euphorbien und Hyphänen spielen im Norden eine weit grössere Rolle unter den Steppengewächsen als im Süden.

Die Steppe ist grösstenteils unbesiedelt. Nur an den sie durchziehenden, von weiter her kommenden Wasserläufen pflegen sich Ansiedelungen zu finden. Hier liefern dann aber die in den Thalsohlen ausgebreiteten alluvialen Bildungen vorzugsweise den Boden für den Feldbau der Eingeborenen.

Unter den alluvialen Gebieten Ostafrikas ragt durch besondere Ausdehnung und Fruchtbarkeit das Thal des unteren Rufiyi, von den Pangani-Schnellen abwärts, hervor. Der Thalboden dieses Flusses hat den Vorzug, dass er, abgesehen von dem mit Mangroven bewachsenen Deltagebiet, nur in geringen Teilen versumpft, zum grösseren Teile aber überschwemmungsfrei gelegen ist. Dies ist eine Folge des in geologisch junger Zeit eingetretenen Rückganges des Meeresspiegels, durch den der Fluss veranlasst worden ist, sich ein tiefes, von steilen Ufern eingeschlossenes Bett in seine Alluvionen einzuschneiden.

Ein zweites wichtiges Alluvial-Gebiet ist die im Norden des Nyassa belegene Konde-Ebene, die von den daselbst in den See mündenden Flüssen, dem Lufirio, Mbaka, Kivira und Ssongwe, geschaffen worden ist. Der Boden dieses Gebietes stellt ein Mischprodukt der Schlammteile dar, die die genannten Flüsse teils aus dem jungvulkanischen Berglande

im Norden des Sees, teils aus den seitlich aufragenden hohen Gebirgsmassen archaischen Charakters, dem Kinga- oder Livingstone-Gebirge im Osten und dem Bundali-Hochlande im Westen, herabgeführt haben. Der Boden dürfte gerade dieser Mischung seinen hohen Fruchtbarkeitsgrad verdanken. Leider sind in der Konde-Ebene zwischen den besiedelten Landstrichen weite Sumpfflächen vorhanden, die das Land für den Europäer schwer bewohnbar machen.

Jungvulkanische Bildungen habe ich auf meinen Reisen nur im Norden des Nyassa angetroffen. Sie besitzen hier, anschliessend an die Vulkankegel des Rungwe und des Kieyo, nicht unerhebliche Ausdehnung. Ihre Siedelungs- und Bodenverhältnisse sind ähnlich denjenigen am Kili- mandjaro. Das Hauptsiedelungsgebiet beginnt oberhalb einer Laubsteppenzone in etwa 900 m und endet unterhalb einer mehr oder weniger ausgeprägten Regenwaldzone in 1700 bis 1900 m Meereshöhe. Der Boden wechselt in seiner Beschaffenheit beträchtlich, je nachdem er aus der Verwitterung junger Laven oder älterer basaltischer Decken- ergüsse hervorgegangen ist, oder in der Hauptsache aus vul- kanischen Aschen besteht. Den höchsten Grad der Frucht- barkeit, der demjenigen der Konde-Niederung nichts nach- giebt, besitzt der Lavaboden. Aber auch der viel leichtere Aschenboden bringt in dem niederschlagsreichen Klima, das gerade hier, am nördlichen Abschlusse der Nyassa-Senke, herrscht, noch recht gute Erträge hervor.

Nach diesem Ueberblick über die geologischen und die unmittelbar davon abhängigen Bodenverhältnisse möchte ich mir erlauben, Ihnen in aller Kürze auseinanderzusetzen, welche wirtschaftlichen Aussichten sich aus diesen Verhältnissen meines Erachtens für die bereisten Gebiete ergeben.

Der Mineralreichtum der Gebiete ist, wie Sie ge- sehen haben, soweit man ihn heute kennt, nicht gross zu nennen. Glimmer und Granaten sind die einzigen Mineralien,

mit deren Ausbeutung, wie ich hoffe, in nächster Zukunft begonnen werden wird. Kohle kommt am Nyassa zwar in mächtigen Lagerstätten vor, es fehlt ihr dort aber einstweilen noch an einer genügenden Verwendung. Die Möglichkeit ihrer Auffindung in geringerer Entfernung von der Küste erscheint auf einen verhältnissmässig eng umgrenzten Bezirk beschränkt, und auch da ist die Aussicht, dass man abbauwürdige, mit Nutzen nach der Küste zu schaffende Kohle finden wird, recht gering.

Gold wird künftig hoffentlich im Westen des Schutzgebietes, in einer von den Kinga-Bergen am Nyassa ausgehenden und bis zum Viktoria-Nyanza reichenden Zone, noch an recht zahlreichen Stellen in abbauwürdigen Lagerstätten aufgefunden werden. Es wäre dringend zu wünschen, dass sich der private Unternehmungsgeist nach dem jüngst geschehenen Erlasse bindender bergrechtlicher Bestimmungen recht eifrig einer genauen bergmännischen Erforschung gerade dieses westlichen Gebietes zuwenden möchte. Eine flüchtige Durchstreifung des Gebietes durch einzelne Europäer kann nicht zum Ziele führen. Möglichst zahlreiche Augen müssen suchen, und viel Zeit und Mühe muss auf die Aufgabe verwandt werden, wenn eine Gewissheit darüber, ob und wo hier abbauwürdige Gold-Lagerstätten vorkommen, gewonnen werden soll. Die in den südafrikanischen Goldgebieten praktisch ausgebildeten sogenannten Prospektoren sind die Leute, von deren Thätigkeit dabei am ersten ein Erfolg zu erwarten ist. Ich möchte wünschen, dass die Regierung ihren Zuzug nach jeder Richtung erleichterte und beförderte. Für ganz unzweckmässig halte ich die Gewährung grosser Konzessionen an einzelne Gesellschaften. Die Erforschung weiter Gebiete wird dadurch monopolisiert, während freie Konkurrenz selten mehr am Platze ist als gerade bei der Aufsuchung der schwer erkennbaren Goldlagerstätten. Will sich das Grosskapital an der bergmännischen Erforschung des Schutzgebietes beteiligen — und ich hoffe, dass das in reichem Masse geschehen wird —, dann findet es in den Bestimmungen der

neuen Bergverordnung über den Erwerb von Schürf- und Bergbaufeldern einen so starken Schutz gegen allzu aufdringlichen und lästigen Wettbewerb, dass es, ohne um eine unbillige Kürzung des Erfolges seiner Arbeit besorgt sein zu müssen, auf die Einräumung grosser Monopolgebiete von Hunderten von Quadratmeilen Grösse wohl verzichten kann.

Greifbarere Unterlagen als für die Beurteilung der bergbaulichen Aussichten des Landes sind für diejenige seiner landwirtschaftlichen Zukunft gegeben.

Ich möchte bei Erörterung dieses Punktes zuerst auf das Küstengebiet, dann auf das Nyassagebiet eingehen und mich in meinen Ausführungen wieder an die Altersfolge der für die Bodenverhältnisse massgebenden geologischen Formationen anlehnen.

Ein erhebliches praktisches Interesse besitzen im Küstengebiet zunächst die ausgedehnten Alluvial-Flächen am Unterlaufe des Rufiyi. Wie schon bemerkt, haben wir es hier im wesentlichen nicht mit einem Sumpflande zu thun. Nur im Zuge der Altarme des Rufiyi finden sich Sümpfe von verhältnissmässig geringer Ausdehnung, während die übrige Thalsole zum überwiegenden Teile hochwasserfrei gelegen, jedenfalls nicht versumpft ist. Ich kann danach nicht glauben, dass das Leben hier ungesunder sein soll, als im Küstengebiet im Allgemeinen. Die Feldwirtschaft der Eingeborenen erstreckt sich nur über geringe Teile des Landes. Weite Landflächen stehen ohne Weiteres für Pflanzungs-Unternehmungen zur Verfügung. Künstliche Bewässerung ist bei den günstigen Gefällsverhältnissen leicht in grossem Massstabe einzurichten. Die bis zu den Pangani-Schnellen hinaufreichende Schiffbarkeit des Rufiyi ist für die Abfuhr der Produkte von Bedeutung. Ich würde sehr wünschen, dass landwirtschaftliche Sachverständige, die ähnliche Verhältnisse in anderen, entwickelteren Kolonien schon kennen gelernt haben, dieses Land bald besuchten, um sich über die vorteilhafteste Art seiner Ausnutzung zu äussern.

Der jungtertiäre und quartäre lehmigsandige Boden, der längs der Küste und auf den vorgelagerten Inseln, insbesondere auf der deutschen Insel Mafia, verbreitet ist, könnte das Vielfache seines jetzigen Bestandes an Kokospalmen tragen. Ich bin über die einschlägigen Verhältnisse nicht genügend unterrichtet, um über die Frage, welcher Nutzen heute von grossen, unter europäischer Leitung stehenden Kokospflanzungen zu erwarten ist, ein selbständiges Urteil abgeben zu können. Allgemein hört man diese Frage aber recht günstig beurteilen. Die Erfahrungen, die die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft auf ihren Kokospflanzungen bei Muoa, nördlich von Tanga gemacht hat, können hier nicht als massgebend betrachtet werden. Die Bodenverhältnisse liegen bei Muoa für Kokospflanzungen vergleichsweise ungünstig. Es giebt längs der Küste jedenfalls weite Landstriche, die erheblich bessere Bedingungen, als sie dort vorhanden sind, aufzuweisen haben.

Die Thatsache, dass der jungtertiäre bzw. quartäre Boden auch andere hochwertige Produkte als Kokosnüsse hervorbringen vermag, wird durch die Ergebnisse der Vanillepflanzungen von Kitopeni und Bagamoyo und der Agavepflanzungen von Kurassini und Kikogwe erwiesen. Es wäre verkehrt, den in Rede stehenden Boden zu unterschätzen, weil er oberflächlich vorwiegend sandigen Charakter hat. Der Lehmgehalt des Bodens ist oft nur an der Oberfläche gering, weil er hier durch die Einwirkung von Regen und Wind herabgesetzt ist, nimmt aber schon in wenigen Dezimetern Tiefe erheblich zu. Ausserdem bringt in dem an der Küste herrschenden feuchttropischen Klima, wie die Erfahrungen beweisen, auch ein Sandboden mit verhältnismässig geringem Lehmgehalt schon gute Erträge an manchen Früchten hervor.

Unter den Eingeborenen-Kulturen ist namentlich die der Erdnuss berufen, auf dem leichten Küsten-Boden künftig eine Rolle zu spielen. Das portugiesische Mozambique-Gebiet führt seit langer Zeit jährlich für mehrere Millionen Mark Erdnüsse aus, während die Ausfuhr des deutschen Gebietes an

diesem Produkt bisher verschwindend gering gewesen ist. Es ist zu hoffen, dass die Einführung der Hüttensteuer, die die Eingeborenen zu einer erhöhten landwirtschaftlichen Thätigkeit zwingt, gerade der Produktion der Erdnüsse zu Gute kommen wird.

Inwieweit der schwere thonige Boden alttertiären Alters im Süden des Schutzgebietes für andere Kulturen als die der Eingeborenen verwendbar ist, muss ich landwirtschaftlichen Sachverständigen zu beurteilen überlassen. Die Mais- und Mtama-Kultur der Eingeborenen bringt auf diesem Boden, wie ich wiederhole, vielfach vorzügliche Erträge hervor.

Besonderer Beachtung wert erscheinen neben den Böden tertiären und quartären Alters die weiten Landflächen, über die sich die dem oberen Jura angehörigen Makondeschichten verbreiten. Man kann die zu dem früher oft geschmähten Usaramo gehörigen Plateau-Landschaften Maneromango, Mssanga, Malui u. a., von denen Sie auf einer der ausgehängten Rohkonstruktionen einen Teil dargestellt sehen, nicht durchwandern, ohne zu dem Gedanken zu kommen, dass der rötlich gefärbte, lehmig sandige Boden dieser Gebiete, der dem Nelkenboden Zanzibars so auffällig gleicht, und der ähnlich wie auf Zanzibar üppig stehende Feldfrüchte und prächtig aussehende Haine von Orangen- und Mangobäumen trägt, auch für die Kultur hochwertiger Tropen-Produkte geeignet sein müsste. Es müssten dies Produkte sein, die, ohne künstliche Bewässerung nötig zu haben, und ohne von der jährlichen Trockenzeit nachteilig beeinflusst zu werden, mit den reichlichen Niederschlägen in der Regenzeit zufrieden wären, am besten also wohl einjährige Gewächse. Welche Arten von Gewächsen dabei in Frage kommen könnten, muss ich wiederum landwirtschaftlichen Sachverständigen zu beurteilen überlassen. Ich hoffe, dass solche Sachverständigen auch diese Gebiete bald in vorurteilsfreier Weise auf ihre Verwertbarkeit untersuchen werden. Für den Europäer als Plantagenleiter wird das Klima auf der Höhe der plateauförmigen Erhebungen

gewiss recht bekömmlich sein. Die frische, über die Plateauhöhen hinwegstreichende Luft mutet jeden, der von der Küste seinen Fuss hierher setzt, angenehm an.

Von Eingeborenen-Kulturen wird im Bereiche der Makonde-Schichten namentlich wieder die der Erdnüsse in Betracht kommen, für die sich hier Bodenflächen von ausserordentlich grosser Ausdehnung finden. Diese Bodenflächen sind auch, was wohl zu beachten ist, zu einem sehr beträchtlichen Teile in so geringer Entfernung von der Küste gelegen, dass die Erdnüsse noch mit Vorteil zur Ausfuhr gebracht werden können.

Die dritte Formation, die neben dem Tertiär und dem Jura in Deutsch-Ostafrika landwirtschaftlich wertvolle Böden von grosser Ausdehnung liefert, ist die archaische, deren weitaus vorherrschender Boden der Gneisslaterit ist.

Man muss die herrlichen, wahrhaft tropischen Urwälder des Usambara-Gebirges, als des der Küste zunächst gelegenen archaischen Gebietes, und den kräftigen Wuchs und reichen Fruchtbehang der Kaffeebäumchen daselbst gesehen haben, um auch als Laie in landwirtschaftlichen Dingen die Ueberzeugung von der günstigen Zukunft eines solchen, vom Ozean aus so leicht zu erreichenden Gebietes zu gewinnen. Einen ähnlichen Eindruck rufen die in der Hügellandschaft Bondei, südlich und südöstlich vom Usambara-Gebirge, gelegenen Plantagen hervor. Fehlt hier auch der hochaufragende Urwald, so ist doch die Beschaffenheit des lateritischen Bodens allem Anschein nach dieselbe wie auf den Waldhöhen Ost-Usambaras, und lässt auch das Aussehen der Pflanzungen hier so wenig wie im Gebirge zu wünschen übrig.

Ueber die Frage der Ansiedelung deutscher Bauern in West-Usambara kann ich mich nicht äussern, da ich dieses Gebiet, das von dem östlichen Usambara in wesentlichen Punkten unterschieden ist, nicht selbst gesehen habe.

Ausser in Usambara habe ich auf den Reisen im Küstengebiet archaisches Gebirge noch in den Landschaften Ukami und Uluguru in grösserer Ausdehnung kennen gelernt. Die

Boden- und Vegetations-Verhältnisse liegen hier ähnlich wie in Bondei und Usambara. Als Nachteile sind aber die weitere Entfernung von der Küste und die viel grössere Zerrissenheit des Uluguru-Gebirges im Vergleich mit Usambara geltend zu machen. Die Zerrissenheit ist so gross, dass Landflächen, die für Plantagen-Anlagen geeignet wären, in den Uluguru-Bergen nur in verhältnismässig geringem Umfang ausfindig zu machen sein werden.

Ich möchte mein Urteil über den landwirtschaftlichen Wert des Küstengebietes, soweit ich als Laie im Stande bin, ein solches abzugeben, dahin zusammenfassen, dass die wertvollsten und der vielseitigsten Ausnutzung fähigen Teile dieses Gebietes unstreitig in dem Alluviallande des unteren Rufiyi und in dem Gneissgebiete von Usambara zu erkennen sind, dass daneben aber in den Verbreitungsgebieten der jungtertiären bzw. quartären und der Makondeschichten ebenfalls weite nutzbare Bodenflächen vorhanden sind, die, wenn sie auch mit den erstgenannten Gebieten an Güte des Bodens nicht wetteifern können, doch für die Kultur bestimmter Produkte wohl geeignet erscheinen, und die jedenfalls gegenüber so manchen, tief im Innern gelegenen Bezirken, welche wegen ihrer günstigen Verhältnisse gerühmt werden, den grossen Vorzug darbieten, dass sie in unmittelbarer Nachbarschaft des Weltmeeres liegen. Ich hoffe, dass sich die Aufmerksamkeit der Plantagen-Unternehmer gerade diesen Gebieten künftig weit mehr, als es bisher der Fall gewesen ist, zuwenden wird, und dass bei einer künftigen Auswahl der am besten geeigneten Bodenflächen auch die Ergebnisse der geologischen Untersuchung des Küstengebietes nicht ganz ohne Nutzen bleiben mögen.

Wenn ich mich hiernach dem Nyassagebiete zuwende, so entsteht wohl zuerst die Frage, ob denn dieses Gebiet nicht schon viel zu weit von der Küste und von dem Weltverkehr entfernt liegt, als dass es sich lohnen könnte, hier überhaupt Versuche mit irgend welchen wirtschaftlichen Unternehmungen anzustellen.

Ich glaube, diese Frage verneinen zu dürfen. Der Nyassa wird der Küste dadurch wirtschaftlich sehr beträchtlich näher gerückt, dass er durch eine schiffbare Wasserstrasse, den Shire und Zambesi, auf der heute bereits ein lebhafter Verkehr herrscht und — für afrikanische Verhältnisse — recht vollkommene Verkehrs-Einrichtungen getroffen sind, mit dem Ozean in Verbindung steht. Diese Wasserstrasse erleidet nur auf etwa 100 km Länge, an den Stromschnellen des Shire, eine Unterbrechung. Hier ist aber jetzt schon ein gut fahrbarer Weg vorhanden und steht für die nächste Zeit der Bau einer Eisenbahn bevor. Dampfer schwimmen in grösserer Zahl sowohl auf dem Nyassa als auf dem oberen und unteren Shire und dem Zambesi.

Die Wasserstrasse führt zwar durch ausserdeutsches, der Shire durch britisches, der Zambesi durch portugiesisches Gebiet. Durch die Berliner Kongo-Akte, ein internationales Abkommen, dem ausser der deutschen auch die englische und portugiesische Regierung beigetreten sind, wird aber bestimmt, dass im Zuge der Wasserstrasse vollständige Handelsfreiheit für alle Nationen herrschen, dass jede ungleiche Behandlung von Fahrzeugen oder Waren ausgeschlossen und die Erhebung von Durchfuhrzöllen unstatthaft sein soll. Thatsächlich ist der deutsche Handel bisher unbehindert geblieben. Zweifelsfragen, die anfänglich bestanden haben, sind längst in zufriedenstellender Weise gelöst, und so fehlt es m. E. auch für die Zukunft an einem greifbaren Boden für die Befürchtungen, dass der deutsche Handel hier von englischer oder portugiesischer Seite erhebliche Störungen erfahren möchte. Die Engländer, die dabei hauptsächlich in Frage kommen, sind viel zu gute Kaufleute, als dass sie nicht einsehen sollten, wie jeder fremde Handelsverkehr, der den Weg durch ihr Gebiet nimmt, auch ihnen zugute kommt, indem er zum mindesten durch Stärkung des Gesamtverkehrs auf eine Verbesserung der Verkehrs-Einrichtungen und Verbilligung der Frachten hinwirkt.

Ein Uebelstand beruht gegenwärtig noch darin, dass der Verkehr auf dem oberen Shire so gut wie ganz in den Händen einer einzigen englischen Gesellschaft liegt, die infolge ihrer Monopolstellung unverhältnismässig hohe Frachten erhebt und nicht immer das Entgegenkommen zeigt, das man sich wünschen möchte. Es ist wiederholt und noch in letzter Zeit die Rede davon gewesen, eine deutsche Handelsgesellschaft zu gründen, die der englischen eine gesunde Konkurrenz machen und den Handel nach dem deutschen Nyassagebiete entwickeln und stärken solle. Es wäre dringend zu wünschen, dass dieser Plan bald zur Ausführung käme. Die Ausführung wird keine übermässigen Mittel erfordern, da auf dem Nyassa schon der leistungsfähige Regierungsdampfer „Hermann von Wissmann“, der mit dem neuen Unternehmen jedenfalls Hand in Hand gehen würde, vorhanden ist, und da auf dem unteren Shire und dem Zambesi schon Konkurrenzfirmen, darunter auch deutsche, bestehen, die, soweit meine Kenntnis reicht, bereit sind, sich an dem neuen Unternehmen zu beteiligen. Der Vertreter einer dieser Firmen, Herr Ludwig Deuss in Hamburg, hat die Begründung einer „Deutschen Nyassa-Gesellschaft“, wie er sie nennen will, selbst in die Hand genommen. Er veranschlagt das zu dem Zwecke erforderliche Kapital auf 750 000 Mk.

Die Frachtkosten, welche gegenwärtig, zur Zeit der Monopolstellung der englischen Gesellschaft, für die Abwärts-Beförderung einer Tonne Frachtgut vom Süden des Nyassa bis zum Ozean zu zahlen sind, betragen einschliesslich aller Nebenkosten rund £ 12, entsprechend Mk. 12 für den Zentner. Dieser Preis wird bei einer Weiterentwicklung des Verkehrs sicher eine erhebliche Herabsetzung erfahren. Herr Deuss nimmt für die Zukunft einen Frachtsatz von £ 9 bis 10 die Tonne für die Strecke von Langenburg, also vom Nordende des Sees, bis zum Ozean an. Hochwertige Produkte wie Kaffee, Kakao, Gummi, Wachs können auch den jetzt geltenden Frachtsatz schon tragen, wenn nur die Gestehungskosten dieser Produkte am Nyassa hinreichend

niedrig und thunlichst niedriger sind als in anderen dem Weltverkehr näher gelegenen Produktions-Gebieten. Dass dies der Fall sein wird, dafür scheinen mir einesteils die im deutschen Nyassa-Gebiete herrschenden günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse, anderenteils der Umstand zu bürgen, dass sich die Arbeitslöhne hier dauernd auf niedrigem Stande halten lassen werden. Während die Kosten eines Arbeiters in Usambara monatlich 12 R. oder 16 Mk. betragen, beliefen sie sich in Langenburg zu meiner Zeit auf nichts mehr als 3 R. oder 4 Mk. einschliesslich Verpflegung, also nur auf den vierten Teil des in Usambara geltenden Satzes. Wird künftig die Hüttensteuer erst allgemein eingeführt sein, so wird man auch über Arbeitermangel nicht zu klagen haben. Infolge stärkeren Arbeiterangebots wird sich dann auch wohl der Lohn noch weiter herabsetzen lassen. In Britisch-Central-Afrika, wo die Hüttensteuer schon seit 1895 erhoben wird, rechnet man gegenwärtig mit einem Monatslohn von nur 3 Sh. für den Arbeiter einschliesslich Verpflegung. Dort muss man die Arbeiter für das im Shire-Hochlande gelegene Haupt-Plantagen-Gebiet aber erst mit erheblichen Kosten aus weiter Entfernung heranholen, während bei uns in der unmittelbaren Umgebung der für Plantagen-Anlagen geeigneten Gebiete Arbeiter in ausreichender Zahl zu finden sind.

Gegenüber der Wasserstrasse des Shire und Zambesi kann für den Handelsverkehr mit dem Nyassa eine durch deutsches Gebiet führende Verkehrsstrasse m. E. für absehbare Zukunft nicht in Betracht kommen.

Die Wasserstrasse des Ulanga und Rufiyi wird für die Erschliessung der den Ulanga umgebenden Hochländer in Zukunft gewiss noch einmal Bedeutung gewinnen. Sie hat etwa dieselbe Länge wie der Flussweg vom Süden des Nyassa bis zur Zambesi-Mündung und ist wie dieser durch eine Stromschnellenstrecke von etwas über 100 km Länge unterbrochen. Soweit sind die Verhältnisse für beide Wasserstrassen also ähnlicher Natur. Sehr ungleich liegen sie

wenn wir die Bedeutung der Wasserstrassen für den Handelsverkehr mit dem Nyassa erwägen, dagegen in Bezug auf den oberen Zugang. Während man von Langenburg bis zum Süden des Sees (als zum oberen Ende der Shire-Wasserstrasse) den See selbst benutzen kann, muss man, um von irgend einem Punkte des Sees aus nach dem oberen Ende des schiffbaren Ulanga zu gelangen, ein hohes und wild zerschnittenes, unwegbares Gebirge übersteigen. Der Uebergang über das Gebirge ist im Vergleich zu der Fahrt über den See so ausserordentlich viel teurer, dass an eine Ueberführung irgend welcher auf dem Nyassa befindlichen Güter nach dem Wasserwege Ulanga-Rufiyi meines Erachtens niemals zu denken sein wird.

Auch der Landweg von Lindi oder Kilwa nach der Ameliabay wird mit dem Shire-Zambesi-Wege nicht in Wettbewerb treten können. Er ist jetzt, bei den noch verhältnissmässig hohen Frachtsätzen auf dem Wasserwege, mehr als doppelt so teuer als der letztere. Es erscheint mir gegenüber der starken Neigung des Wasserfrachtsatzes zum Sinken ausgeschlossen, dass der Transport über Land jemals billiger als derjenige auf dem Wasserwege werden wird.

Von dem Bau einer Bahn nach dem Nyassa kann ich für absehbare Zeit ebenfalls nichts halten. Eine Bahn von Kilwa oder Lindi nach der Ameliabay würde auf dem grösseren Teile ihrer Länge durch unfruchtbares Steppenland führen und dabei noch manchen Geländeschwierigkeiten begegnen, die durchaus nicht unterschätzt werden dürfen. Eine Bahn von Daressalam durch Uhehe nach dem Nyassa, die wie jede Bahn nach dem deutschen Nyassagebiete nur in der Ameliabay ausmünden könnte, würde sehr lang werden und ein noch viel schwierigeres Gelände zu durchqueren haben. Beim Bau jeder dieser Bahnlinien würden Kapitalbeträge, die nach mehreren Dutzenden von Millionen zu zählen sind, aufzuwenden sein, um überhaupt erst einen Verkehrsweg zu schaffen, den die Natur in dem Shire-Zambesi-Wege heute schon umsonst darbietet. Ich kann mir nicht denken, dass Kapitalien von der eben angedeuteten Höhe bei den Transport-

mengen, um die es sich in absehbarer Zeit günstigsten Falls handeln kann, nur die geringste Verzinsung finden würden. Die Betriebs- und Unterhaltungskosten der Bahn würden aller Voraussicht nach weit über die Einnahmen hinausgehen.

Die landwirtschaftlichen Aussichten des deutschen Nyassagebietes lassen sich ebensowenig wie diejenigen des Küstengebietes einheitlich beurteilen. Hier wie dort sind je nach den geologischen Verhältnissen erhebliche Unterschiede zu machen.

Die ausserordentliche Fruchtbarkeit der alluvialen Konde-Niederung wird für Plantagen-Anlagen einstweilen kaum in dem wünschenswerten Masse nutzbar gemacht werden können, da das Land zu sumpfig und ungesund ist. Manche der Sümpfe werden sich in Zukunft aber vielleicht durch Herstellung von Abflussgräben trocken legen lassen.

Weitgehende Hoffnungen setze ich dagegen auf das vulkanische Bergland des Rungwe und Kieyo, das, von ähnlich fruchtbarer Beschaffenheit wie die Konde-Niederung, infolge seiner Höhenlage und Sumpffreiheit unvergleichlich gesunder ist als diese. Die Kaffeepflanzer Britisch-Central-Afrikas haben auf dieses Gebiet längst ein Auge geworfen. Die vorzügliche Beschaffenheit des Bodens daselbst erscheint ihnen als ein genügender Gegenwert gegen seine grössere Entfernung vom Ozean.

Man sollte bei Abgabe von Boden in diesem von der Natur so begünstigten Gebiete vorsichtig verfahren und nicht gleich Tausende sondern, dem wirklichen Bedürfnisse entsprechend, nur Hunderte von Hektaren vergeben. Der Landwucher, der in Britisch-Central-Afrika schon grossen Schaden angerichtet hat, würde sonst auch hier unausbleiblich eintreten.

Unter den Verbreitungsgebieten des archaischen Gebirges am Nyassa verdient namentlich das Bundali-Land hervorgehoben zu werden, das, im Nordwesten des Sees, etwa 50 km von ihm entfernt, in 1300 bis 1600 m Meereshöhe gelegen, durch recht fruchtbaren Lateritboden und starke Besiedelung ausgezeichnet ist. Hier würden tropische Kulturen aller Art

gewiss gut gedeihen, und an der gesunden Lage des Gebietes ist auch nicht zu zweifeln.

Die Hochflächen des gleichfalls aus archaischen Schichten bestehenden Kinga-Gebirges im Nordosten des Sees sind bei 2000 m Meereshöhe und darüber sicherlich fieberfrei. Ich möchte durchaus nicht daran zweifeln, dass deutsche Ansiedler hier mit Familie dauernd gesund bleiben würden, auch wenn sie in der Landwirtschaft selbst mit Hand anlegten. Der Boden ist fruchtbar; teils hat er noch lateritische teils auch dunkle humöse Beschaffenheit. Das Land ist wie die gesamte, zum deutschen Schutzgebiete gehörige Umgebung des Nyassa reich an Niederschlägen. Ob hier noch rein tropische Produkte gezogen werden könnten, erscheint fraglich, da in der kalten Jahreszeit schon Nachtfröste vorkommen. Dagegen werden alle Arten europäischer Feldfrüchte hier ebensogut wie in West-Usambara gedeihen.

Trotz dieser günstigen Umstände möchte ich dem Versuche einer Besiedelung des Gebietes mit deutschen Bauern einstweilen nicht das Wort reden. Ein solcher Versuch wird meines Erachtens erst dann am Platze sein, wenn das Nyassagebiet im Ganzen weiter entwickelt sein wird. In der nächsten Zukunft würde ein Bauer, wenn er nicht gleichzeitig hochwertige Tropenprodukte für den Weltmarkt liefern könnte, sein Leben dort nur mit einem regelmässigen jährlichen Barzuschusse zu führen im Stande sein.

Ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um die kulturelle Entwicklung des deutschen Nyassalandes haben sich die im Norden des Sees ansässigen deutschen evangelischen Missionare jetzt schon erworben, und ungleich mehr erwarte ich von ihrer Thätigkeit noch für die Zukunft. Auf vier Stationen arbeitet die Brüdergemeine, auf sechs die Mission Berlin I. Die am äussersten gelegene Station ist in vier, alle übrigen Stationen sind in einem bis drei Tagemärschen vom See aus zu erreichen. Es fehlt mir die Zeit, um ausführlich auseinanderzusetzen, inwiefern sich der äussere Nutzen der Missionsthätigkeit heute schon geltend macht.

Als Beispiel möchte ich anführen, dass die Missionen, deren erste Begründung heute kaum sieben Jahre zurückliegt, schon zu meiner Zeit, vor zwei Jahren, in der Lage waren, nicht nur sich selbst sondern auch die Station Langenburg und den Wissmann-Dampfer mit Gemüse aller Art, Kartoffeln und selbst Roggen- und Weizenmehl zu versorgen. Besonders ragte in ihren Leistungen auf landwirtschaftlichem Gebiete die der Brüdergemeinde gehörige Missionsstation Rungwe hervor.

Die Berliner Mission hat kürzlich einen Gärtner zu dem Zwecke hinausgesandt, um mit dem Anbau von Kaffee in grösserem Massstabe zu beginnen, nachdem die Versuche im Kleinen zu recht günstigen Ergebnissen geführt haben. Sie hat, soviel ich weiss, die Absicht, diesem ersten Gärtner bald andere folgen zu lassen und später möglichst jeder Station einen Praktiker beizugeben, der die Missionare für ihren eigentlichen Beruf entlasten, der Mission durch seine Thätigkeit thunlichst einige Einnahmen verschaffen und insbesondere dafür sorgen soll, dass es auf der Station nie an Arbeit für die Eingeborenen fehlt. M. H., In dem Punkte stehen sowohl unsere evangelischen Missionare am Nyassa als auch die katholischen der Bagamoyo- und der Daressalamer Mission gewissen ausserdeutschen, die ich kennen gelernt habe, weit voran, dass sie erkannt haben, wie ihre Missionsthätigkeit nur dann zu einem guten Ziele führen kann, wenn sie mit einer Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit, und zwar zu einer ernsthaften, anstrengenden Arbeit, nicht nur zu unterhaltender Beschäftigung, Hand in Hand geht. Wird künftig stets nach dieser Erkenntnis gehandelt, und der beste Wille dazu ist, wie ich bezeugen kann, jedenfalls vorhanden, dann wird der Vorwurf, den Manche gegen die Missionen erhoben haben, dass sie die Eingeborenen verwöhnen und für das wirtschaftliche Leben unbrauchbar machen, in Zukunft immer mehr verschwinden. Für die Missionen wird der Nutzen eines solchen Vorgehens dann aber auch in der Richtung wieder hervortreten, dass sich der Kreis ihrer Freunde immer mehr

erweitern wird, und dass die Mittel, die ihnen für ihre Zwecke zugehen, immer reichlicher fließen werden.

In vielen Beziehungen werden die Pflanzer, die sich dem deutschen Nyassa-Gebiete in der nächsten Zukunft hoffentlich in recht grosser Zahl zuwenden werden, aus den auf den Missionsstationen gemachten Erfahrungen Nutzen ziehen können. Viel kann und muss hier aber auch die Regierung noch helfen und nützen. Die erste Vorbedingung dazu ist nach meiner Ueberzeugung, dass der Hauptsitz der deutschen Verwaltung von dem öden, von allem Volksleben und aller landwirtschaftlichen Thätigkeit weit entfernt liegenden Langenburg in das Herz der reich bevölkerten und entwickelungsfähigen nördlichen Umgebung des Sees, am besten in das gesunde und fruchtbare vulkanische Bergland südlich vom Rungwe und Kieyo, hineinverlegt wird. Hier kann die neu zu gründende Station durch Anlage von Versuchs-Gärten und -Pflanzungen Nutzen schaffen, hier kann sie allen Ansiedlungslustigen, die in das Land hineinkommen, leicht die Wege ebnen, von hier aus kann sie vor allem aber auch mit den Eingeborenen Fühlung gewinnen, sich ihr Vertrauen erwerben und für schnelle und gerechte Sühnung aller Uebergriffe Sorge tragen: Alles Aufgaben, deren Lösung bisher von Langenburg aus entweder garnicht oder nur in recht unvollkommener Weise möglich gewesen ist.

M. H., ich habe die Ueberzeugung, dass die natürlichen und die Verkehrsverhältnisse im deutschen Nyassa-Gebiete für die Entwicklung der Plantagen-Wirtschaft und des Handels günstiger liegen als in irgend einem anderen Teile Deutsch-Ostafrikas, ausgenommen das Küstengebiet. Mögen sich, das ist der Wunsch, mit dem ich schliesse, in recht naher Zukunft sowohl die Personen als auch die nötigen Geldmittel finden, um die gegebenen günstigen Bedingungen zum eigenen Vorteil und zum Besten des Landes in jeder möglichen Richtung auszunutzen.



Deutsche Kolonial-Gesellschaft

Abteilung: Berlin-Charlottenburg.

Verhandlungen 1898/99.

Heft 3.

Pater Adams. ✓

Aus der

Deutsch-Ostafrikanischen  
Mission.

Mit einer Karte.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1898.

Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.  
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,  
vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.  
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.  
Der Schriftführer: Emil Selberg.  
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.  
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.  
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer.

Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.

Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.

Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.

Kraetke, Direktor im Reichspostamt.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

W. Staudt.

Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin S., Alexandrinenstrasse 68/69 wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämmtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Aus der

# Deutsch-Ostafrikanischen Mission.

---

Mit einer Karte:

Routen im nordwestlichen Uehe und von Idunda zum  
Nyassa-See

aufgenommen vom Verfasser.

---

Vortrag

von

Pater Adams.



Die Versammlung fand am **Freitag**,  
den **25. November**, im grossen Saale des **Hôtel Kaiserhof** statt.

Nachdem der Vorsitzende, Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg*, die Versammlung eröffnet hatte, verlas der Schriftführer Herr *Emil Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder, wie folgt:

*Dr. Fränkel*, Geh. Med.-Rat. — *Richard Müller*, Ober Reg.-Rat. — *Herzberg*, Kgl. Baurat. — *Rudolf Martin*, Assessor. — *von Gross*, Reg.-Assessor. — *Budde*, Oberst. — *Peter Lüders*, Ingenieur. — *Friedrich von Ammon*, Leutn. — *Kempe*, Prem.-Leutn. — *Dr. Kossel*, Prof. — *Dr. Strassmann*, Prof. — *Henstorf*, Lehrer. — *Zindler*, Kanzleirat. — *Rudolf L. Friedländer*, Kaufmann. — *Just*, Geh. Ober-Reg.-Rat. — *Schubert*, Oberst. — *Falkson*, Bürgermeister a. D. — *Pfeiffer*, Major z. D. — *Th. Reh*, Reg.-Baumeist. — *W. Saul*, Reg.-Baumeist. — *Gotzheim*, Reg.-Baumeist. — *Quentin*, Dr. med., Stabsarzt. — *Wendland*, Dr. med. — *Wolfram*, Kammergerat. — *Freitag*, Oberstleutn. — *Albrecht Guttman*, Kaufmann. — *Carl Beseke*, Redakt. — *R. Wahl*. — *Freih. von Buddenbrock*, Generalmajor. — *Diers*, Kais. Ob.-Postsekr. — *Gustav Aengeneynt*. — *v. d. Knesebeck*, Prem.-Leutn. — *Alfred, Freiherr von Gültlingen*, Prem.-Leutn. — *Alexander Bahr*, Volontair. — *Zoepffel*, Dr. med. — *Gravenstein*, Hauptmann. — *Maschke*, Hauptmann. — *Hans Doerpfeld*, Reg.-Baumeister. — *A. Schlee*, Reg.-Baumeister. — *B. Jantschus*, — Reg.-Baumeister.

Hierauf erteilte der Vorsitzende dem *Pater Adams* das Wort zu seinem Vortrage: Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission:

Hochverehrte Versammlung!

Im Nachfolgenden werde ich versuchen, der hohen Versammlung einen allgemeinen Einblick zu gewähren in das Arbeiten der Missionen in Deutsch-Ost-Afrika. Wenn ich auch nur etwas über zwei Jahre dortselbst als Missionär thätig war und älteren, erfahrenern Missionären das Wort überlassen sollte, so hoffe ich doch immerhin, das Interesse an Mission und Kolonie auch durch folgenden Vortrag zu fördern.

Somit werde ich mir erlauben, vorerst das Wesen und Vorgehen der deutschen Benediktiner-Mission in Ostafrika,

ihre Erfolge und Erfahrungen und im Anschluss daran den Charakter der Neger, wie deren Standpunkt gegenüber der Mission in Kürze zu schildern. In der Fortsetzung des Vortrags berichte ich dann mein spezielles Verfahren bei Gründung der Mission unter den Wasango in Madibira, deren Sitten und Gebräuche etc. in mehr erzählender Form.

## I.

**Mission in Deutsch-Ostafrika.**

## a) Die Benediktiner-Mission an der Küste.

Ein Blick in die Geschichte zeigt Europa seit Jahrhunderten als die Fürstin der Erde, als die Trägerin der christlichen Bildung, Gesittung und des Fortschrittes und offenbar mit der hehren Mission beauftragt, über die andern Erdteile zu herrschen und sie zu seiner kulturellen Höhe emporzuheben. Bei Betrachtung dieser geschichtlichen Tatsache drängt sich die Frage auf: Wäre Europa aber zu dieser Rolle auch gelangt ohne Christentum? Was wäre es ohne dieses geworden? Welche Richtung hätte die Entwicklung seiner Völker genommen? — Gerade zu jener Zeit, als das Christentum sich Bahn brach, herrschte in der damaligen Hauptstadt der Welt eine Hyperkultur, die mit vollendeter Korruption gleichbedeutend war; wohin hätte sie geführt, wenn nicht als rettende Macht das Christentum aufgetreten wäre? Niemals wohl wäre Europa ohne dasselbe der blühende Kulturgarten geworden, niemals hätten sich seine Völker zu ihrer Gesittung, zu ihrer Bildung und ihrer Macht emporgeschwungen.

Wenn nun Europa seine Herrschaft ausdehnt bis zu den äussersten Grenzen, so trägt es traditionell und naturgemäss auch das Christentum als das treibende Element seiner Grösse mit sich, d. h. mit der Forschung, mit der Macht und Gewalt der civilisierten Mächte hält das Kreuz gleichen Schritt zur geistigen Eroberung der noch wilden Völker, damit dieselben die neuen Eroberer nicht nur als

Männer der Gewalt und des Geldes kennen, sondern in ihnen auch die höhere Macht und Würde des Menschen und speziell des Christen achten und verehren lernen und um so eher sich ihm unterwerfen und von ihm leiten lassen.

Mehr als je herrscht jetzt auch in Deutschland ein allseitiges Interesse für die Errichtung christlicher Missionen in den noch heidnischen Ländern. Die Motive dieser humanen Bewegung liegen in der erfreulichen Thatsache, dass Deutschland nun ebenfalls Kolonialmacht geworden, und weiter in dem Bewusstsein des christlichen Deutschlands, dass es mit der Uebernahme von Kolonien zugleich auch die Pflicht übernommen habe, die vielen Tausende seiner neuen farbigen Mitbürger zum Christentum zu erziehen. Und dies ist geradezu eine Ehrensache für Deutschland, welches seine Aufgabe denn auch bereits mit mehr sittlichem Ernste und mit grösserer Gewissenhaftigkeit erfasst hat als andere ältere Kolonialmächte.

Bevor ich nun auf einzelne Erörterungen über die Missionsthätigkeit in der deutsch-ostafrikanischen Kolonie übergehe, möchte ich kurz darauf hinweisen, dass die nämlichen Verhältnisse, welche vor mehr als tausend Jahren die Missionäre in einem grossen Teil Europas angetroffen, der Missionär auch heutzutage noch in den kulturlosen Ländern heidnischer Völkerschaften Afrikas vorfindet.

Einer der wichtigsten Faktoren, wenn nicht der wichtigste, durch den damals das Christentum Europa, speziell Deutschland, seine Segnungen gebracht hat, waren die alten Benediktinermissionen. Denn die fortlaufende Geschichte der Jahrhunderte lehrt mit einer Stimme, die lauter spricht, als alle anderen Beweise, wie es gerade die alten Missionsklöster St. Benedikts gewesen sind, welche die christliche Religion ausgebreitet und die wilden Völker zur Civilisation gebracht, ihre Sitten veredelt, ihnen Gesetze gegeben, Kenntnisse und Wissenschaft verbreitet, Künste und Gewerbe gefördert, den Ackerbau gehoben, die Völker durch Handel und freundschaftlichen Verkehr einander näher gebracht und

überhaupt der Menschheit unzählbare Wohlthaten erwiesen haben.

Wer nun die afrikanischen Zustände durch langjährige Beobachtung gründlich kennen gelernt hat, wie ein Dr. David Livingstone, der muss daher, das unbefangene Urteil dieses grossen Mannes vorausgesetzt, gleich ihm die den alten Benediktiner-Missionsklöstern ähnlichen Missionsstationen für das erfolgreichste Mittel zur Christianisierung jener Gegenden halten. Dr. Livingstone gab nämlich den anglikanischen Missionären den Rat, die Missionsklöster der alten Zeit sich zum Muster zu nehmen. „Können die Weisen uns erklären“, fragt er in seinem Reisewerk, „weshalb die früheren Missionsstationen, ich meine die ursprünglichen Klöster, sich selbst erhalten konnten und blühend waren als Träger der Civilisation, deren Wohlthaten wir jetzt noch geniessen, und warum unsere modernen Missionsstationen bloss armselige Anstalten sind ohne die Lebensfähigkeit und innere Kraft, welche jene besassen? Die Mönchsmissionäre hielten es nicht unter ihrer Würde, Hand an den Pflug zu legen. Sie pflanzten Obstbäume und Getreide, sie lehrten und emanzipierten die Leibeigenen, ihre Klöster waren Missionsstationen der christlichen Heilslehre, Apotheken der leiblich Kranken, Versorgungsanstalten für Arme, Schulen der Gelehrsamkeit. Sollten wir von ihnen nichts lernen können, wenn wir sie während ihrer höchsten Blüte als die Schulen von Europa betrachten?“

Missionsklöster nach dem Vorbilde der alten englischen, deutschen und nordischen Missionsstationen thun also in den unkultivierten und heidnischen Ländern Afrikas not. Die deutschen Benediktiner in Ostafrika haben sich denn auch in dankbarer Erinnerung an ihre Vorfahren die Errichtung solcher Kommunitäts-Ansiedelungen zum Ziel-punkte ihrer Bestrebungen gemacht, in der Ueberzeugung, dass derartige Anstalten einen gleichwichtigen Civilisations- wie Kolonisationsfaktor bilden, wengleich Ungunst des Klimas, Beschwerlichkeiten der Reise, und des Transportes

sowie Mangel an Missionären bis zur Erreichung des Zieles noch viele Hindernisse in den Weg legen werden. Zwei solcher Missionsklöster sind bereits im besten Wachstum begriffen, St. Maria zu Daressalaam und St. Maurus in Collasini bei Daressalaam, beide mit dem vornehmsten Zwecke, heidnische Kinder, die durch Loskauf oder gerichtliche Entscheidung ihre Freiheit erhalten hatten, zu erziehen. Andere Missionsklöster zu Iringa, Madibira, Songea, Lukuledi, Munyangao bei Lindi sind im Entstehen begriffen.

Das Frauenkloster St. Maria in Daressalaam unterhält ein Internat für schwarze Mädchen nebst einem Hospital und Asyl für Farbige. Zehn Schwestern sind dort für beständig thätig.

Das Hauptaugenmerk bei der Erziehung wird darauf verwendet, die Mädchen für die Arbeit zu erziehen und sie an Reinlichkeit, Ordnung, geregelte Thätigkeit und christliche Sitte zu gewöhnen. Auf einem ausserhalb der Stadt am Msimbasibache gelegenen angekauften Landstück werden die Mädchen, welche für häusliche Arbeiten keine Verwendung finden, auch zu Garten- und Feldwirtschaft angehalten. Neben dieser, vor allem ins Auge gefassten Gewöhnung der Mädchen an geregelte Arbeit, die ihnen für ihre spätere Lebensstellung am nötigsten ist, wird aber auch der Schulunterricht in Lesen, Schreiben, Religion wohl gepflegt. Begabtere Mädchen werden zu Hilfslehrerinnen fortgebildet. Die grösseren Mädchen werden ebenso in alle Zweige des Haushaltes eingeführt und zeigen hierin mitunter auffallende Begabung und Anständigkeit. In der Küche, im Bügelzimmer, in der Waschküche zeigt sich am augenscheinlichsten, was die Schwarzen unter richtiger Behandlung und Anleitung leisten können. Die Fortschritte in den Handarbeiten, wie Nähen, Sticken, Stricken u. s. w. sind im allgemeinen langsamer. Die im Haushalt ausgebildeten Mädchen sollen vor allem den Schwestern behilflich sein, aber auch eventuell den Haushalt einer europäischen Familie besorgen können.

Das Spital und Asyl für die Farbigen haben die Bestimmung, Farbigen jeder Nationalität und Konfession in Krankheitsfällen geregelte, liebevolle Pflege zu gewähren und ihnen leicht zugängliche Gelegenheit zum Verbinden ihrer Wunden und zum kostenlosen Empfang der gewöhnlichen Arzneien zu verschaffen. Durch diese Werke christlicher Nächstenliebe wird der Verbreitung des christlichen Glaubens grosser Vorschub geleistet.

Die Hauptaufgabe des Missionsklosters Collasini, wo stets 5 bis 7 Europäer thätig sind, ist die Erziehung der Negerknaben, von denen ein grosser Teil dem Wohlwollen der kaiserlichen Bezirksamter zu verdanken ist. Auch hier geht Arbeit und Unterricht Hand in Hand. Sowohl Schul- wie Handwerksunterricht fordern eine unermüdliche Geduld des Lehrmeisters und vor allem eine grosse mit Ernst und Milde gepaarte Autorität und Verständnis für das Geistesleben und die Anschauungen des Negers. Wenn diese Eigenschaften vorhanden sind, dann erzielt ein Meister Erfolge; je weniger er die Geduld verliert, desto eher kann er von seiner mühsamen Lehrarbeit Früchte sehen. Gegenwärtig haben wir erst einige ganz ausgebildete schwarze Arbeiter, die sich auch in europäischen Werkstätten sehen lassen können, jedoch zeigen die bisherigen Fortschritte vieler, dass sie ihr Fach gut erlernen werden.

Die allgemeinen Erfahrungen sind noch zu jung, um ein definitives Urteil über die spätere gesellschaftliche Stellung des Negers aus ihnen ziehen zu können, aber sie lassen die Hoffnung rege, dass auch der Neger durch rechte Erziehung zum Christentume, speziell durch Korrektio[n] seines falschen Begriffes von Fleiss und Arbeit sich dauernd auf einer höheren Stufe wird behaupten können; doch werden zu dieser Umgestaltung des ganzen inneren Menschen, wie ehemals bei unsern heidnischen Vorfahren, so auch bei den unkultivierten Stämmen Afrikas Generationen nötig sein. Hauptbedingung ist daher, um dem Christentum, — der Civilisation eine Zukunft zu versprechen, die Gründung von christlichen

Familien. Da jedoch an der Küste infolge der Ueberzahl der meistens sehr unsittlichen Islam-Bevölkerung ein blühendes christliches Familienleben sich nur in gesonderten Reduktionen entwickeln kann, so sind die deutschen Benediktiner an der Küste Ostafrikas bedacht, in der Nähe der Missionen möglichst grosse Länderkomplexe zu erwerben und auf denselben christliche Dörfer zu errichten. Erwachsene, nach genügender Erziehung und Ausbildung aus den Internaten entlassene Mädchen und junge Männer können einander heiraten und sich auf dem geschenkten Boden der Reduktionen selbständig niederlassen. Aber auch dann noch sollen sie durch Unterricht und Beschäftigung mit der Mission in Kontakt gehalten werden, durch Entgegennahme von Arbeitsaufträgen ihr sicheres Fortkommen finden und so vor Rückfall in ihr altes früheres Leben bewahrt bleiben.

b) Charakter und Standpunkt der Neger zur Mission.

Aus all dem Gesagten geht hervor, dass die Missionsarbeit der Missionsklöster an der Küste eine mehr interne als externe, also weniger ein Predigen der christlichen Lehre an das freie Volk ist. Der Grund hierfür liegt in der an der Küste bereits bestehenden weiten Verbreitung der islamischen Lehre. Nach allgemeiner Erfahrung ist denn auch an der Küste die Arbeit des Missionärs bei der freien, erwachsenen Bevölkerung leider eine sehr schwierige.

Fürs erste ist der Küstenneger durch den mohamedanischen Anstrich für unsere christliche Kultur im Prinzip unzugänglich.

Der gläubige Araber ist nicht nur infolge seiner religiösen Anschauungen vom Hasse gegen den weissen Christen beseelt, sondern auch schon infolge seines ungemein grossen Racenstolzes. Zu letzterem ist der Neger seiner Natur nach für gewöhnlich nicht fähig; aber der Hefe der mohamedanischen Lehre, Unsittlichkeit und systematischem Betrüge dem „Ungläubigen“ gegenüber, steht seine ober-

flächliche, sinnliche, unerzogene und hinterlistige Natur nur zu sehr offen.

Fürs zweite wird der Küstenneger durch eine vorzeitige, zu grosse Humanität in seinem eitlen Selbstbewusstsein nur zu sehr gestärkt.

Der hyperphilanthropische Europäer wird vom Küstenneger nur belacht und im Stillen verachtet. In seiner angeborenen Eitelkeit und Einbildung schreibt sich der Küstenneger mehr akili (Verstand, Schlaueit) zu als jenem; versteht er es doch, den Europäer im tagtäglichen Verkehr, wie man zu sagen pflegt, nach Noten zu belügen und zu betrügen, und fühlt dabei noch das fröhliche Bewusstsein einer gelungenen guten That auf Grund seiner islamischen Lehre. Gerechte Strenge und strafende Zucht in gegebenen Fällen gewinnen allein dem Küstenneger Achtung und Gehorsam ab. — Das Einziehen der Küstenneger zu Militärdiensten halte ich daher für eines der wichtigeren und erzieherischen Momente.

Diese Gedanken führen mich auch zu einer kurzen Erörterung über die Meinung, den Islam, wenn nicht besser als das Christentum, so doch zum mindesten als Uebergangsstufe für den Neger zu empfehlen. Abgesehen davon, dass so nur jemand sprechen kann, der das Wesen und die Uebernatürlichkeit des Christentums völlig verkennt, verkennt derselbe auch das Wesen des Islams. Nie und nimmer ist dieser die Uebergangsstufe zu einer höheren Entwicklung, sondern der prinzipielle Stolz und Hass gegen alles, was nicht Islam ist, die Lehre vom Kismet, verbunden mit Unsittlichkeit, macht ihn zu einer höheren Entwicklung geradezu unfähig. So ist der Islam nicht geeignet, die Keime höherer Menschenwürde zu entfalten, er weckt sie vielleicht, aber nur, um sie in fanatischen Hass und Stolz zu verknöchern.

Zu dieser unseligen Lehre, der Neger taue besser zum Islam, hat vielleicht die Erkenntnis geführt, dass der Neger einer Uebergangsstufe bedürfe, bevor er zum Christentum reif sei (denn keine Blüte entfaltet sich schon an der Wurzel).

21  
Diesen Uebergang vermittelt aber nichts anderes als die Erziehung zur Arbeit. Man darf den natürlichen Entwicklungsgang, wie er in der Geschichte des Menschengeschlechtes hervortritt, nicht umkehren wollen; denn den Wilden erst durch Arbeit zur sittlichen Höhe des Christentums vorbereiten ist ein Prinzip, das Gott selbst nach dem Sündenfalle aufgestellt und befolgt hat.

Im Innern Afrikas bei noch rein natürlichen Wilden gestaltet sich die Wirksamkeit der Missionäre anders; hier ist die freie Volksmission die vorherrschende und vorteilhaftere. Allerorts suche da der Missionär bei dem vorgefundenen Volke die Landessitten und -Gebräuche möglichst bald zu verstehen und sich denselben nach Umständen anzupassen, — ein Grundsatz, den ich in der Erfahrung als sehr wichtig und wohl beachtenswert erkannt habe. Es muss dagegen als ein grosser Fehler bezeichnet werden, von dem tiefstehenden Neger zu verlangen, dass er aus freien Stücken zum Europäer emporsteige, den er von vornherein als ein übernatürlich höher stehendes Wesen betrachtet. Der schüchterne, noch wilde Neger hat vielmehr eine instinktive Abneigung gegen alles Fremde und Unbekannte; ist doch das Interesse am Fremden, Unbekannten, Unerklärlichen eine Knospe der vorgeschritteneren höheren Bildung, und unser sogenanntes Forschen die Blüte derselben. Es erscheint deshalb wohl unumgänglich notwendig, dass der Missionär, der sich der geistigen Bildung der unbeholfenen, armen Wilden widmen will, selbst vorerst ganz zu diesen hinabsteige, d. h. ihre Sitten und Gebräuche studiere, dann durch diskretes Praktizieren derselben das unbedingte Vertrauen des Volkes gewinne und so jedwede Antipathie gegen sich schwinden mache.

Also durch Annahme der landesüblichen Ehrenbezeugungen, durch strenge Gerechtigkeit mit Bezug auf das herrschende Volksrecht, soweit es sittlich gut ist, durch feste, bestimmte und vernünftige Arbeitsaufträge, durch handgreifliches, mit Erfolg begleitetes Mitarbeiten und durch überzeugende Auf-

munterung muss der Missionär den wilden Geist in den Bann seiner Autorität zu legen suchen. Dann erst, wenn der Neger gleichsam gebändigt und von dem Bewusstsein einer natürlich gerechten Unterordnung durchdrungen ist, kann bei ihm der Hebel der geistigen und christlichen Bildung mit Nutzen angesetzt werden. Ferner als gleichsam un-erzogenes, leidenschaftliches Kind muss der Neger auch stets den Druck der belehrenden und erziehenden Hand verspüren und muss fühlen und wissen, dass er sich der Autorität in keiner Weise zu entziehen vermöge. Ferner darf aber auch der Missionär im Pflichtbewusstsein nicht scheuen, mit dem Neger relativ Neger zu werden, d. h. dessen Handeln und Denkart, soweit das christliche Gesetz gestattet, in sich auf-zunehmen, damit er alsdann in der Kraft seiner eigenen Sittlichkeit seinen noch tiefstehenden, unbeholfenen Bruder langsam mit sich emportrage. Kurz, der Missionär suche physisch und moralisch auf den Neger Einfluss zu gewinnen. Hierzu braucht es naturnotwendig sehr viel Geduld, Charakter, Willensstärke, grosse Nächstenliebe und besonders Berufsgnade, Begabung und Wissen.\*)

Um aber in dieser Richtung erfolgreicher, ungehinderter und unauffälliger zu arbeiten, ist dem Missionär heutzutage bei dem Fortschreiten unserer Kolonialpolitik auch noch ein gutes Einvernehmen mit der seiner Mission nächstliegenden weltlichen Behörde sehr vonnöten.

Die weltliche Behörde hat das Schwert und die öffentliche Macht, und diese ist es, welche der Neger zuerst respektiert und fürchtet. Diese Macht diktiert ihm Gesetze, die ihn zu einem sittlich geordneten Staatsleben anhalten sollen, für welches aber der unkultivierte Neger in seiner geistigen Nacktheit noch zu jung und schwach erscheint. Hier tritt nun der Missionär ergänzend ein, der durch Werke der Nächstenliebe, durch Wort und Beispiel den schwachen Geist des Wilden hebt, bildet und empfänglich

\*) Darum ist es ein Unding, zu glauben, dass schon ein jeder nur halbwegs befähigte untaugliche Mensch zum Missionär berufen sei.

macht zur Annahme einer sittlich guten, geregelten Rechtsordnung und der christlichen Wahrheiten. Zur gedeihlichen Förderung der gemeinsamen edlen Sache ist es daher notwendig, dass Behörde und Mission einander vertrauend unterstützen, und wo in gegebenen Fällen die moralische Autorität des Missionärs sich mit der amtlichen, der weltlichen Macht berührt, walte ganz besonders Diskretion und Vertrauen. Denn dem sinnlichen Neger gilt die Macht und Würde geistiger und christlicher Bildung auch nur soviel, als ihr eine „handgreifliche“ Macht zu Grunde liegt.

An dieser Stelle möchte ich mich des grossen Dankes entledigen, den ich dem edlen Herrn Hauptmann Prince für sein selbstloses, höchst freundschaftliches Benehmen schulde. „Herr Pater,“ sprach er eines Tages zu mir, „Sie arbeiten von unten nach oben, und ich von oben nach unten.“ „Wo wir uns dann treffen, Herr Hauptmann,“ fügte ich bei, „da wird wohl das Richtige liegen.“ Wenn überall ein solches gegenseitiges Vertrauen, ein solch gutes Einvernehmen zwischen Behörde und Mission besteht, dann wird das grosse Werk, welches wir zur Ehre unserer Religion und des Vaterlandes begonnen haben, mutig fortgesetzt und, so Gott will, bald vollendet werden.

Aus dem Gesagten wird genugsam hervorgegangen sein, dass das Vorgehen der Missionäre an der Küste von dem im Innern verschieden sein muss. Die dankbarere Thätigkeit findet der Missionär im Innern an der freien Volksmission, denn hier hat man es, wie schon erwähnt, gleichsam nur mit unerzogenen, unwissenden, begriffbeschränkten Kindern zu thun und nicht mit eingebildeten, von einer Scheinkultur beleckten und korrumpierten Menschen. Beim natürlichen Wilden ist Güte und Ernst, Arbeit und Autorität meist allein schon dankbarst wirksam, wie die Erfahrung lehrt.

Als einen so rein natürlichen, friedamen und unverdorbenen Stamm fand ich die Wasango in Madibira und setzte darum grosse Hoffnung auf eine vernünftig durch-

geführte Missionsarbeit, die vor der Hand beginnt mit „labora“ und sich dann weiter entwickelt in „et ora.“

„Arbeit ist des Blutes Balsam,

„Arbeit ist der Tugend Quell.“

(Herder).

## II.

### Unter den Wasango.\*)

#### a) Nach Madibira.

Mit dem Aufpflanzen des Missionskreuzes auf dem Hügel Tossamaganga\*\*) am 1. Januar 1897 war die erste Wahehe-Mission bei Alt-Iringa gegründet worden. Zu Ende April desselben Jahres waren die beiden Gründer R. P. Maier O. S. B. und meine Wenigkeit bereits durch drei Laienbrüder verstärkt worden, und im Juni sollte ein dritter Pater die Erweiterung der Mission ermöglichen. Freudig und mutig wurde von einem jeden zur äussern Consolidierung der Wahehemission gearbeitet, denn das herrliche, gesunde Land Uhehe, welches von allen andern Ländern der deutsch-ostafrikanischen Kolonie zu Kolonisationszwecken wohl am geeignetsten erscheint, sowie der sittliche, intelligente und biedere Zug im Charakter der Bevölkerung war viel versprechend.

Die fortwährenden Kriegsunruhen aber, ferner die Verfolgungszüge gegen Mkwawa, zu denen sämtliche deutschfreundliche Wahehe von der kaiserlichen Station herangezogen wurden, ganz besonders auch die Verwirrung im Volke, die durch die Aenderung der politischen Verhältnisse des Landes hervorgerufen wurde, liessen leider eine eigentliche Glaubensausbreitung unter den Wahehe noch für einige Zeit dahingestellt sein. Jedoch das Vertrauen des Volkes hatten wir Missionäre uns im hohen Masse erworben und somit eine unserer ersten Aufgaben bereits gelöst. Als Beweis hierfür

\*) Wasango und Wassangu kommt vor.

\*\*) Von kutossa „werfen“ und maganga „Steine“, also „Steinwurf“.

will ich nur kurz erwähnen, dass mir und unseren Missionsangehörigen auf meinen vielen Missionsmärschen, oft ohne Soldatenbegleitung, auch nicht die geringste Unbill, weder von den deutsch-freundlichen noch von den deutsch-feindlichen Wahehe, zugefügt wurde. Ich lebte mit ihnen wie einer ihres Stammes, und selbst Mkwawa liess mir die tröstliche Meldung zukommen, dass er mit seinem \*Ndugu ku Tossamaganga“ (Bruder zu Tossamaganga) nicht Krieg führen wolle.

Einmal als Missionär in das Missionsfeld gestellt, war stets mein Grundsatz, soweit es mein priesterlicher Beruf gestattete, mich möglichst den obwaltenden Verhältnissen und meiner Umgebung anzupassen und in jeder Weise danach zu trachten, mich dem Volke, das mir von der Kirche anvertraut war, und dem Vaterlande zu jeder Zeit und in allen Lagen nützlich zu zeigen. Dazu sollte ich nun die schönste Gelegenheit finden, wie folgendes zeigen wird.

Das Jahr 1897 war für das schöne Uhehe eine gar böse und traurige Zeit. Die Aufständischen mordeten und plünderten überall. Das gutgesinnte Volk dagegen verliess die heimatlichen Gefilde und Speisevorräte und floh zu den verschiedenen Europäerstationen. Eine drückende Hungersnot war vor auszusehen.

Mehr Europäerstationen! dachte ich mir, und das besonders an den Grenzen der vom Kriege noch unberührten Gegenden, um das gutgewillte Volk zu schützen, dem Aufstande einen Damm zu setzen und die Felder und Dörfer vor Verheerungen der Aufständischen zu sichern. Nur mehr Stationen, zu denen das Volk Vertrauen fasst! Schon das Vorhandensein einer Missionsstation musste ein mächtiger Wall gegen die hochgehenden Wogen des Aufstandes sein. Hierbei dachte ich auch an die Worte des Majors von Wissmann: „Wie ist es denkbar, dass Wilde, die täglich, stündlich in Angst und Sorge um ihre höchsten Güter schweben, ihr Herz den Lehren des Christentums öffnen können? . . . . Der Afrikaner nennt vor allem den, der ihn schützt, „Vater“; er würde sich allen Wünschen des Europäers gegenüber viel

leitsamer erweisen, wenn er von ihm abhängig wäre, wenn er von ihm Schutz zu erwarten hätte.“\*)

Diese und ähnliche Gedanken teilte ich meinem Missions-Superior mit und nach dessen Billigung auch dem Herrn Hauptmann Prince, der ebenfalls freudig auf meine Vorschläge einging.

Gerade waren wieder Leute aus dem gebrandschatzten Idoti auf der kaiserlichen Station erschienen und baten um Schutz, damit sie auf ihre reichbebauten Felder zurückkehren könnten; dem Europäer wollten sie seine Boma (Festung) und Wohnung aus freien Stücken erbauen, und an Lebensmitteln sollte es demselben auch nicht fehlen. Bald waren wir Missionäre eins, und es ward beschlossen, dass ich Idoti besichtige und eventuell eine Neugründung dortselbst vorbereite. Herr Hauptmann Prince stellte mir im Gefühle seiner Verantwortlichkeit wegen der Kriegsunruhen zehn Soldaten als Schutz zum Begleit und war auch im übrigen höchst freundschaftlich für mich besorgt. — So verliess ich am 10. Mai 1897 die traute Mission Tossamaganga und marschierte nach Idoti ab. Doch die Sache gestaltete sich anders.

Kurz nach Aufbruch der Karawane brachte mir ein Eilbote vom Herrn Hauptmann Prince die schriftliche Bitte, eine soeben von der Küste angekommene Safari (Karawane), welche 150 Lasten Reis für die dritte Kompagnie nach Jdunda bringen sollte, bis zum Militärposten Ngominji unter meine Obhut zu nehmen. Ich entsprach der Bitte. Dadurch wurde aber mein direkter Kurs nach Idoti sehr geändert; statt nach Nord-Nordwesten marschierte ich nun direkt westlich dem „Kamby ya Mkwawa“, dem sogenannten Mkwawa-Lager zu und schwenkte danach sogar südwestlich gegen Ngominji.

Alle Wege führen nach Rom, dachte ich mir, und wo du ohne grossen Nachteil jemandem einen Dienst erweisen kannst, da wird's gethan. Zwei Soldaten vor, dann meine

\*) Wissmann, „Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas“ S. 215.

Wenigkeit mit zwei Soldaten, dicht hinter mir die bewaffneten Boys, darauf die Träger, unter diesen in gewissen Abständen drei Soldaten verteilt, zuletzt als Nachhut ein schwarzer Unteroffizier mit zwei Gemeinen. Derselbe hatte strengen Befehl, für möglichst engen Aufschluss der Karawane zu sorgen. Solche Massregeln waren durch die Kriegsunruhen und häufigen Ueberfälle geboten. Obgleich ich bei den Wahehe als Friedensbote bekannt war und eigentlich wohl nichts zu fürchten hatte, schien mir doch stete Vorsicht als Mutter der Klugheit am Platze zu sein.

Wir nahmen unsern Marsch über das sogenannte Mkwawa-Lager längs des Luindabergrandes und erreichten am dritten Marschtage die Tembenstadt Ngominji. Der Militärposten war etwa 400 Meter nordöstlich von ihr auf einer Anhöhe errichtet. Dort angekommen, ward ich der Sorge um die Reiskarawane enthoben, da der hier stationierte Sergeant den Auftrag hatte, dieselbe unter Soldatenbedeckung weiter nach Idunda zu senden. Der deutsche Sergeant empfing und bewirtete mich auf das freundlichste.

Bei Besprechung mit demselben über die Richtung nach Idoti erfuhr ich, dass der bequemste Weg, wenn auch um einen Tagemarsch weiter, über Madibira führe. Daher nahmen wir am nächsten Morgen, den 13. Mai, unsere Richtung dorthin. Hatten wir Tags vorher noch südwestliche Marschrichtung, so machten wir nun eine Schwenkung nach Nordwesten.

Auf einem schmalen, langgestreckten Bergrücken, Lutegu genannt, der mit einer 120 Meter langen Tembe besetzt war, schlugen wir unser Nachtlager auf. Die Tembe war verlassen, da die Bewohner, sich vor der Rache Mkwawas fürchtend, nach Ngominji geflüchtet hatten. Neben an befand sich auch eine Wahehe-Schmiede. Die Werkzeuge derselben sind eigenster Art. Ein grosser, glatter Stein bildet den Ambos; eierförmige, glattgerundete Steine von fünf bis sechs Pfund Schwere versehen den Dienst der Hämmer. Dann und wann findet sich auch eine durch Händler eingeführte Eisenfeile oder Zange vor, zuletzt noch ein ganz primitiver Blase-

balg, bestehend aus einem ausgehöhlten Gabelast mit Fellblasebälgen — und die Einrichtung einer solchen Schmiede ist fertig.

Von dem hochgelegenen Lutegu blickt das Auge nach rechts hinab in das tiefe Thal von Soligonna und weiter drüben auf die gleichnamigen Berge mit ihren dunklen schweren Formen. Gerade nach Westen sucht das in die Ferne schweifende Auge vergebens nach Ruhepunkten in der unübersehbaren Steppenlandschaft, Urori oder auch Usango genannt.

Nach verbrachter Nacht kündeten die Wahehe-Führer für heute, den 14. Mai, unsere Ankunft in Madibira an. Anfangs führte der Weg über waldige, gut gangbare Hügelrücken, begann aber allmählich immer steiniger zu werden, bis er über unbequemes Steingeröll vom eigentlichen Uhehe-Hochland etwa über 200 Meter bergab in das ebenere Thalgelände des grossen Ruaha führte. Von der Höhe aus konnten wir Madibira in der Ferne erblicken. Friedlich lagen seine zahlreichen Temben zwischen den reifen, goldgelben Feldungen. Die Passage des letzten Gebirgsstockes gewährte dagegen keinen erfreulichen Eindruck. Steine, verkrüppeltes Unterholz, Dornesträuch zwangen den ohnehin unbequemen Weg zu vielen Wendungen und machten ihn unendlich lang. Es war 1 Uhr nachmittags. Die Sonne brannte heiss. Nirgends fand sich Wasser, glutheisses Gestein überall. Doch schon nach einer weiteren Marschstunde änderte sich die Landschaft zum bessern. Der Anblick riesiger Baobab, schattiger Akazien und Leberwurstbäume, gut bestandener Felder, sowie von Menschen und menschlichen Wohnungen vertrieb die beginnende Ermattung. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von unserer Ankunft durch den ganzen bewohnten Distrikt. In einer der grösseren Temben liessen wir uns nieder und schlugen Lager. Nach guter Rast und Stärkung bestieg ich gegen Abend den nächstgelegenen Bergkegel, um einen vollen Rundblick über Madibira zu gewinnen.

Madibira liegt am westlichen Rande des Uhehe-Hochlandes. Schon hier zeigt die ganze Natur, besonders die Pflanzenwelt, eine Gruppierung, die sich von der in Uhehe

merklich unterscheidet. Dies deutet bereits darauf hin, dass Madibira wohl unter dem Einflusse eines anderen Klimas stehen muss, als Uhehe. Dazu kommt noch, dass Madibira etwa um 300 bis 400 Meter tiefer gelegen ist als Iringa. Immerhin hat es aber noch eine absolute Höhe von 1200 bis 1300 Meter und ist somit relativ gesünder und erträglicher als die Küstenländer und die südlichen Länder am Nyassa-See. Während meines achtmonatigen Aufenthaltes in Madibira konnte ich denn auch über ungesunde Beeinflussung des Klimas nicht klagen. Madibira liegt wärmer als Uhehe und Ubena, empfängt aber von ersterem während der Monate Mai bis Dezember die gesunden, erfrischenden Bergwinde.

Von allem, was ich von oben aus übersah, war ich sehr befriedigt und kam zu dem Entschlusse, die Gegend etwas näher kennen zu lernen und deshalb für den kommenden Morgen einen Rasttag anzusagen.

Noch am selbigen Abend erschienen die beiden Häuptlinge des Dorfes, Maanumtwa und Maanengula, zur Begrüssung und brachten reichlich Kalanga<sup>1)</sup>, Süsskartoffel, Mehl und Negerbier zum Geschenke. „Bwana mkubwa,“ meinte mein guter durstiger Wahehe-Häuptling Mandemage, „tukale alibaho, vilio vinofu na ugimbi fululu hilo.“ „Grosser Herr, lassen wir uns hier nieder, es giebt gute Speise und sehr viel Bier!“ Nachdem die Häuptlinge ein entsprechendes Gegengeschenk erhalten hatten, entliess ich sie mit der Weisung, dass ich vielleicht am nächsten Morgen eine Versammlung der Männer des ganzen Dorfes wünsche.

Am andern Tage, den 15. Mai, machte ich einen Rundgang durch das weitausgedehnte Tembendorf und nahm besonders die Gegend bei der grössten Tembe, die dem Häuptling Maanengula gehörte, in Augenschein. Der Nendembela-Fluss, hier etwa 12 bis 16 Meter breit, umfliesst Madibira und hat gegenüber den Feldern des Maanengula leicht überbrückbare Ufer. Hohe, mächtig gekrönte Dornakazien und

<sup>1)</sup> Erdnüsse, eine Lieblingsspeise der Neger.

breitästige, schattige Feigenbäume geben der ganzen Umgebung etwas Abwechslungsvolles und Anmutiges; gegen Osten waldige Berge in nächster Nähe, gegen Westen offene Aussicht auf frischgrüne Baumgruppen, aus denen überall menschliche Wohnungen und wohlbebaute Felder hervorlugen, besonders die gutmütigen und fleissigen Wasangu, welche von den Kriegswirren der Wahehe noch nicht berührt wurden; alles dies ergriff mich in eigenartigster Weise und bestimmte mich, hier vorerst zu bleiben. Zudem fand ich in der Umgegend gutes Bauholz (zwei Arten Akazien, von den Eingeborenen Mahango und Mapogolo genannt), ferner Bruchsteine und guten Ziegellemm.

Eine sanfte Hebung des Bodens unter schattigen Bäumen, nur kaum 200 m vom Flusse entfernt und in nächster Nähe der starkbevölkerten Temben, wurde als zukünftiger Stationsplatz bestimmt. Noch in selbiger Stunde beraumte ich eine Versammlung der Häuptlinge und der übrigen Männer des Dorfes an. Nachdem dann die Bewohnerschaft zahlreich erschienen war, erklärte ich mein Kommen und meine weiteren Absichten. Ich wies darauf hin, dass ich gekommen sei, um nun ihr Freund zu werden, den Kranken, soweit es mir möglich sei, heilende Medizinen zu verabreichen, sie alle aber auch in Arbeit und Erkenntnis Gottes zu unterrichten, nötigenfalls sogar zu schützen gegen die aufständischen Wahehe, die voraussichtlich wohl bald durch die reichen Kornvorräte angezogen, ihre Raub- und Verheerungszüge auch bis hierher ausdehnen würden. Jeder Satz wurde einstimmig mit der langgezogenen volksüblichen Bejahungsform: „Ee'na Bwana“ (ja, o Herr) bekräftigt. Auch versprachen sie, mich in jeder Weise bei Anlage der Station zu unterstützen. Nach Schluss der Versammlung nahm ich die Häuptlinge mit auf den zukünftigen Stationsplatz, welcher aus ganz unbenütztem Land bestand, bezeichnete die Ausdehnung desselben und gab den Auftrag, baldmöglichst den Platz zu roden.

Gegen 4 Uhr nachmittags waren bereits 80—90 Weiber bei dieser Arbeit beschäftigt. Am nächsten Tage vollendeten

die Frauen das Roden, während die Männer in den Wald eilten, um Bauholz zu fällen. Auch sandten die Häuptlinge von Madibira in die ganze Umgegend bis auf sechs Stunden weit Boten, welche die Bevölkerung von meinem Kommen, Bleiben und Wünschen in Kenntnis setzen mussten. Von allen Seiten strömten die Häuptlinge mit ihren Angehörigen zur Begrüssung und freien Arbeitsleistung bereitwilligst herbei. In den ersten Tagen sass ich somit fast immer auf meinem Feldstuhl und empfing die Gesandtschaften aus der Umgegend. Die landesüblichen Zeremonien verliefen hierbei in folgender Weise: Der Häuptling oder Anführer einer Gesandtschaft tritt bis auf vier Schritt vor und grüsst auf Kisango mit: „adze Mutwa“, „ich grüsse Dich, Du Haupt (König)“ oder mit „komuëne Bwana“ (guten Tag, Herr). Der Häuptling oder der Vornehmere ist mit einem Stück Zeug bekleidet, während die meisten seiner Untergebenen nur spärlich mit einem Antilopen-, Affen-, Ziegen- oder Schaffell bedeckt sind. Nach dem Grusse winkt der Gesandtschaftsvorsteher den andern, welche die Geschenke tragen, worauf diese auf den Knien näherrutschen, die Geschenke hinstellen und zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit tiefverneigt ehrfurchtsvoll in die vorgestreckten Hände klatschen. Meine gutgekleideten, stolzen Wahehe fingen ob dieser volkstümlichen Huldigungen und Ehrfurchtsbezeugungen zu lachen an; ein unsanfter Rippenstoss, welchen ich dem mir nächststehenden Mandamage versetzte, bewies diesem und allen sofort deutlich genug, dass ich hierin entschieden anderen Sinnes sei.

Durch diese freundliche Aufnahme der verschiedenen Gesandtschaften, wobei ich stets die Zwecke meines Kommens und Bleibens erklärte, wurde der Name „Bwana Mganga“ (Herr Doktor), wie mich die Wahehe allgemein nannten, auch hier bald in einer Weise bekannt, die für ein gedeihliches Wirken das Beste hoffen liess.

Die Bewohner Madibiras hatten unterdessen fleissig gearbeitet und bereits viel Holzmaterial zum Stationsbau herbeigeschleppt. Schon am vierten Tage nach unserer Ankunft konnten wir die starke Pallisadeneinfriedigung zu  $22 \times 35$  Meter

samt Bastionen vollenden. Die Zahl der täglich Arbeitenden überstieg zweihundert. Zur Belohnung teilte ich an die ärmlich in Felle Gekleideten Zeugstoffe aus; ihre Dankesbezeugungen hierbei bestanden in Handkuss, Niederknien oder Händeklatschen. Nun begann gleich der Bau der Wohnungen innerhalb der Befestigung für mich, für Soldaten und Träger.

In diesen Tagen fand in dem drei Stunden entfernten Soligonna ein Ueberfall der aufständischen Wahehe statt. Meine Voraussetzungen verwirklichten sich also nur zu schnell. Ich warnte daher meine freundgewordenen Wasango eindringlichst, gar wohl auf der Hut zu sein und bei etwaigen Vorkommnissen sich möglichst schnell und gemeinsam bei mir zu sammeln. Durch diese offene Besorgnis für das Wohl des Volkes, durch Ausflüge in die Umgegend, durch Besuche in den einzelnen Temben, durch Verabreichen von Medizinen und durch Krankenpflege, besonders auch durch den Verkehr mit der Jugend des Dorfes, stieg das gegenseitige Vertrauen immer mehr. Mit den Häuptlingen und Aeltesten des Dorfes hielt ich häufig Rat über die zu bestimmenden Arbeiten, über ihre Rechtsanschauungen, Sitten und Gebräuche, von dem hier einiges erwähnt werden möge.

#### b) Die Wasango und ihre Volksgebräuche.

Die Wasango sind ihrem Namen und Stamme nach sehr alt und bewohnten von jeher das ebene Steppengebiet zu beiden Seiten des oberen Grossen-Ruaha. Daher führten sie auch den Namen Warori, d. h. Steppenbewohner. Ihre Waffe war anfangs nur der Wurfspeer und das Beil. Weniger kriegerisch, oblagen sie meist dem stillen Feldbau, der Weberei und der Jagd auf Elefanten, Nashörner, Löwen und anderes Grosswild der Steppe. Hierdurch erstarkten sie allmählich an Mut und Unternehmungsgeist. Nun auch von den feindlichen Nachbarstämmen bedrängt, scharten sie sich um den Tapfersten ihrer Häuptlinge und nannten ihn Mutwa, „Haupt des Stammes“. So zu einem Volke vereint trotzten sie den feindlichen Einfällen und stiegen gar bald im An-

sehen bei ihren Grenznachbarn. Merere Mgogollo (der Alte) war es, der das Reich zur Grösse brachte; sein Nachfolger verlor aber wieder alles an die nun vordringenden Wahehe und flüchtete sich sogar aus dem Stammlande in die gebirgige Landschaft Ussafa. Es würde zu weit führen, näher auf die Geschichte der Könige einzugehen. Ich bemerke nur, dass, soweit ich durch Nachfragen bei den älteren Wasangomadibiras die Geschichte des Volkes erkunden konnte, sämtliche noch im Volksandenken lebende Könige den Namen Merere hatten. Ich vermochte jedoch nur vom Ende der vierziger Jahre an die Stammtafel festzustellen; vorher hätten die Wasango in der Mbuga (Steppe) frei und jeder unabhängig wie das Noko (Antilope) gelebt. Ihr jetziger König, Merere IV. wurde Ende des Jahres 1896 vom deutschen Gouvernement in das alte Stammland Usango feierlich wieder eingesetzt und herrscht wie sein Grossvater Merere Mgogollo über Uzbenä, Ussafa und Urori.

Die Sitten und Gebräuche der Wasango in der Umgegend von Madibira sind von denen der Wahehe nicht viel verschieden. Ihr gewöhnlicher Gruss ist wie bei den Wahehe „adze“ (ich grüsse dich), oder bei Vornehmeren „adze senga“ (ich grüsse dich du Rind); denn senga (Rind) ist das Symbol der Stärke, der Vornehmheit und des Reichtums (auch ich wurde alltäglich so begrüsst). Für gewöhnlich, und das meistens bei Frauen, wird auch der Gruss „komuëne“ (guten Tag) gebraucht. Dieser Gruss geht abwechselnd mit einem wie seufzend ausgestossenen Gutturallaut also vor sich:

Begrüsser:

komuëne

'ë

'ë

komuëne

'ë

'ë

komuëne

Begrüssster:

komuëne

'ë

'ë

komuëne

'ë

'ë

komuëne

u. s. w.

Hierbei halten sich die Begrüssenden die Hand und betrachten dabei in aller Gemütsruhe die Umgebung. Dies wird oft fünf bis sechs Minuten lang fortgesetzt, bis es dem Höherstehenden oder dem zuerst Begrüsssten gefällt, ein Gespräch zu beginnen.

Die Toten werden bei den Wasango fast stets begraben. Die Grabstätte ist entweder ein mit Straucheuphorbien eingefriedigter Platz in der Nähe der Wohnungen, oder sie befindet sich innerhalb des Tembenhofes. Ueber das Grab eines Häuptlings wird eine niedrige Tembe gebaut und man opfert dem Geiste des drinnen ruhenden Verstorbenen Wasser und Feldfrüchte. Zauberei und Götzendienst konnte ich auch hier nirgends entdecken. Im allgemeinen Gottesbegriff\*) sind die Wasango den Wahehe gleich, nur dass sie sich zu Gott dem höchsten Geiste (Mgului) in einem grösseren Abhängigkeitsverhältnis fühlen, als jene. Dafür ist aber auch ihr Aberglaube an Geisterspuk, an die Kraft ihrer Amuletten, wie getrocknetes Löwenblut in einem Fellsäckchen verwahrt, oder Krallen der Leoparden an Schnürchen getragen, gewisse Vogelschnäbel, Krallen des sogen. Kenge (eine grosse Echse) und dessen gelbes Bauchfett etc., viel grösser und tiefer wurzelnd, als bei den Wahehe. Besonders wird der Jäger (fóundi genannt) seine Amulette niemals vergessen.

Ist dieser mit seinen Genossen im Jagdrevier angelangt, so wird vorerst gelagert, und Feuer gemacht. Darob wird die Büchse sorgsam geladen und mit Jagdamuletten in Berührung gebracht. Dann wird zu Mgului, dem grossen Geiste, gebetet. Hiernach gehen die Jäger in die Steppe oder in den Wald und feuern auf das erstbeste Tierchen, das ihnen zu Gesicht kommt. War der Schuss glücklich, so wird die folgende Jagd auf Grosswild ebenfalls eine glückliche sein, und umgekehrt; waren sie zu keinem Schusse gekommen, so wird die Jagd auch immerhin eine schwierige sein. Ein

\*) In meinem Werkchen „Im Dienste des Kreuzes“ ist darüber Ausführliches zu finden. Verlag St. Ottilien, Postst. Türkenfeld, Ob.-Baiern.

erstes Begegnen mit Perlhühnern gilt immer als Zeichen für eine mühsame, ja erfolglose Jagd.

Die Wohnung ist auch bei den Wasango die Tembe. Früher jedoch, bevor sie mit ihren Nachbarn im Kriege lagen und sich zu einem Volke zusammenschlossen, wohnten sie in Rundhütten; diese Form tritt auch jetzt noch in der Steppe häufig auf.

Die Wasango sind im allgemeinen williger, unterthäniger und deshalb auch wohl vorbereiteter zum Empfang der christlichen Lehre, als die Wahehe; was mich jedoch nicht abhält, den letzteren, wenn einmal für das Christentum gewonnen, mehr Ernst und thatkräftigere Ausübung desselben zuzuschreiben.

Der stolze Mhehe ist Krieger; der stille Msango ist Arbeiter. Diese Auffassung ist den einzelnen Stämmen selber traditionell geworden. Während der erstere seinem Sultan unbedingte Heeresfolge leisten musste, im übrigen aber sich als freier Mann fühlte, war der Msango seinem Sultan unbedingte Arbeitsleistung schuldig. Wie dem Mhehe durch Tradition der Begriff für militärische Subordination eigen geworden, so dem Msango das Verständnis für Kommunalarbeiten. Der Msango findet in einer unentgeltlichen freien Arbeitsleistung nichts Entwürdigendes und Sklavisches, wie der kühne, herrschende Mhehe.

Möge hier ein Beispiel für die Arbeitswilligkeit der Wasango folgen:

Ich hatte die Ueberbrückung des Nendembela-Flusses angeordnet. Die eigentlichen Bauarbeiten geschahen unter meiner persönlichen Mithilfe und Leitung von den in der Mission stationierten Soldaten. Das Holzmaterial aber wurde von den Wasango, selbst von den Bewohnern des sieben Stunden entfernten Tagata geschlagen und herbeigeschafft. Belohnungen für solche Kommunalarbeiten teilte ich nur an die Häuptlinge aus, wie es von jeher unter ihren Königen Sitte gewesen. Das Flussbett machte grosse Schwierigkeiten. Denn der Nembela stürzt oberhalb Madibiras beim Verlassen des Uhehe-Hochlandes und nach Durchbruch der Ngoma-Berge in vielen Kaskaden etwa hundert Meter weit zu einem

Winkel von ungefähr 50 Grad in die Ebene und behält bis unterhalb der Mission sein felsiges Bett bei. Daher konnten die Brückenböcke nicht festgerammt, sondern nur durch Querhölzer verbunden werden. Auch verankerten wir gleichsam die einzelnen Böcke durch Auftürmen von Felsblöcken ringsum. Die Brücke war so mit vieler Mühe fertig gestellt worden und betrug in der Länge etwas über 20 Meter und in der Breite 3 Meter.

Zum allgemeinen Ergötzen führten die Häuptlinge mit ihren Leuten gleichsam als Eröffnungsfeier einen Kriegstanz auf der neuen Brücke auf. Die Sache ging wirklich toll zu. — Da, o weh! ein Wanken, ein Rutschen, ein Krachen — und die ganze Gesellschaft sinkt mit der Brücke in den Fluss. Die Böcke waren trotz Verbindung und Belegen mit Felsblöcken auf dem glatten Felsbett ausgerutscht. Zuerst machten die Uebelthäter sehr verdutzte Gesichter, da sie meinen Unwillen befürchteten. Doch da kein Unglück passiert war, lachte ich mit den Umstehenden herzlich mit. Zur Vergütung mussten die Wasango nun aufräumen und etwas unterhalb, wo eine kleine Insel den Strom teilte, den ganzen Bau von neuem beginnen. Sie waren dazu gleich bereit und baten nur um meine Oberleitung, da sie noch niemals eine „ulalo wa kizungu“ (europäische Brücke) gebaut hätten. Der Platz war diesmal besser gewählt, obgleich das Flussbett immer noch seine felsige Natur behielt. Die Insel gab denn doch der Brücke in der Mitte einen festen Halt; ferner wurden auf dem linken Ufer Bäume nur gebrochen gefällt, so dass sie noch am Wurzelstock befestigt blieben, mit der gestutzten Krone aber die Insel erreichten. An diesen Bäumen nun wurden zwischen ihren stärksten Aesten die Brückenböcke befestigt und nochmals durch Querhölzer verbunden. Diesmal war die Arbeit zu unserer und der Wasango Freude besser gelungen, und die Brücke hielt auch Stand, als die halbe dritte Kompagnie mit Fanfarenklang unter Führung des Herrn Lieutenant Passavant darüber hinweg marschierte.

Kehren wir zu den eigentlichen Missionsarbeiten zurück.

## c) Missionsarbeiten.

Der notwendigste Ausbau der Station war schnell der Vollendung entgegengegangen. Nicht ein einziges ordentliches Werkzeug hatte uns bis jetzt und später zur Verfügung gestanden, weder Säge, noch Axt, noch Hammer, noch Nägel etc., alles war entstanden nur durch das gewöhnliche Negerbeil und Soldaten-Seitengewehr: Befestigung, Wohnungen, Brücke, Strassen etc. Mein Wohnhaus bestand aus zwei geräumigen Zimmern mit festen Lehmwänden, erhöhtem Fussboden und freiem Luftzug oben und unten. So war es gesundheitlich sehr zweckmässig gebaut und soll auch nach dem Urteile anderer Europäer, die gelegentlich meine Station mit ihrem Besuche beehrten, nicht gar übel ausgefallen sein.

Ich entschloss mich nun, auf einem nördlichen Wege über Idoti nach Iringa zurückzukehren, um Bericht zu erstatten, mich neu auszurüsten, da es mir bereits am Notwendigsten wie Salz, Pfeffer, Oel etc. fehlte, und dann zu meinem Madibira zurückzukehren. Die militärische Begleitmannschaft liess ich zum Teil als Besatzung und zur Beaufsichtigung der neuangelegten Station zurück.

Wir brachen auf, marschierten über Soligonna, Uaga und Mapogollo und passierten am dritten Marschtage Idoti. Das Gelände liegt hier in ziemlich gleicher Höhe mit den Ufern des grossen Ruaha und hat somit schlechten, ziemlich trägen Wasserabfluss. Daher auch der Uebelstand, dass Ende der Regenzeit die Gegend um Idoti herum streckenweise überschwemmt ist, und die Verbindung mit den nächstgelegenen Ortschaften Kazi, Mapogollo, Mtungamalenga etc. sehr schwierig und lästig wird. Dazu kommt noch, dass die Muha- und Mukinino-Berge, an deren Fusse Idoti malerisch liegt, ihre Regenwasser unmittelbar zu Thale führen, welches an und für sich schon sehr zur Sumpfbildung neigt. Die Feldungen zeigten grosse Fruchtbarkeit und Ausdehnung. Die Bewohner aber, wie schon eingangs bemerkt, hatten ihre Temben und Felder vor den räuberischen Horden des Häuptlings Makakao verlassen. Nach all dem war ich froh, in

Madibira, im Zentrum einer gutgewillten Bevölkerung festen Fuss gefasst zu haben, und überliess Idoti recht gerne andern Zeiten.

Ueber das hohe steinige Nsihe-Gebirge, dessen romantische Schlucht- und Felspartien an den bayerischen Wald erinnern, und von dessen Höhe man weithin das Ufergelände des grossen Ruaha bis gegen Ugogo überblicken kann, strebten wir unserm Ziele, der Herz-Jesu-Mission Tossamanga, zu.

Von dem Erfolge in Madibira setzte ich alle in Kenntnis und dankte besonders dem Herrn Hauptmann Prince für seine thatkräftige Unterstützung des Unternehmens. Nach wenigen Tagen packte ich eine neue Ausrüstung zusammen, nahm Abschied und marschierte wiederum nach Madibira.

Dort angekommen, bemerkte ich zu meinem Troste unter der herbeiströmenden Bevölkerung eine herzliche Freude über mein Wiedererscheinen. Die Häuptlinge versammelten sich zur Begrüssung und Beratung über Verschiedenes, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hatte.

In den kommenden Tagen ordnete ich weitere Arbeiten an. So wurden von dem Missionsposten aus zu den verschiedenen Häuptlingstemben, wie auch zum Flusse hin, breite Wege ausgeschlagen und in der Nähe der Station teilweise mit Dornstrauch-Spalier eingefasst. In Zeit und Art der Ausführung dieser Arbeiten liess ich den guten Wasango gewisse Freiheit, war selber meistens zugegen und duldete gern den scherzenden Frohsinn der Leute; denn der Neger liebt es, wie das Kind, die Arbeit spielend und im fröhlichen Selbstbewusstsein zu verrichten. Es geschah dann auch, dass einer der Häuptlinge zu mir kam und sprach: „Grosser Herr, wir haben nun mehrere Tage für Dich und für uns gearbeitet; jetzt wollen wir auch eine Zeit haben zum Tanzen und Biertrinken.“

Dies führte mich auf den Gedanken, allmonatlich ein Volksfest unter meiner Aufsicht abhalten und den Häuptlingen, wie auch den Arbeitern Negerbier und, wenn möglich,

Fleisch verabreichen zu lassen. Es fanden sich dann zu diesen Festen wohl an 400 Männer und auch die muntere Jugend ein. Selbst das zarte Geschlecht, dem in den täglichen häuslichen Arbeiten die grösste Last aufgebürdet war, liess es sich nicht nehmen, in eigenen Abteilungen gruppiert, daran teilzunehmen. Die Männer ergötzen sich hierbei zuerst in Nachahmung der Wahehe-Scheinkämpfe und die Knaben hielten Wettrennen oder Ringkämpfe ab, bei welchen ein Stück Zeug als Preis ausgesetzt war. Abseits bildeten die schwarzen Damen, oft im sonderbarsten Putz, einen Reigen, wobei eine Vorsängerin mit dem Chore im Gesange abwechselte. Alle drehten sich langsam im geschlossenen Kreise, eine hinter der andern. Während des Tanzens trat je eine in den Kreis, machte verschiedene Verbeugungen und suchte dann tanzend ihren Reigenplatz wieder einzunehmen. Der Text des Gesanges ward hierbei willkürlich von der Vorsängerin angegeben und vom Chore wiederholt. Er bezog sich eigentümlicherweise meistens auf die geschichtlichen, neuesten politischen Thatsachen, wie z. B., dass Bwana Sacrani (Hauptmann Prince) den Mahincha besiegt habe, oder, dass Bwana Mganga gekommen und sie beschützen werde etc. Dies geschieht wohl mehr instinktiv, da das Weib in Afrika bei Kriegen gar sehr in Mitleidenschaft gezogen wird; denn die erbeutete Sklavin ist die wünschenswerteste Belohnung des Siegers. Zum Schlusse des Spiels formierten sie sich unter Singen in Kolonne, hoben die Beine gleichmässig im Takte, stampften den Boden, klatschten in die Hände und traten so geschlossen mit „Kehrt Marsch“ trippelnd und tanzend den Rückzug in ihre Wohnungen an, wo sie sich dann zerstreuten. Es fiel mir hierbei auf, dass die Frauen und Mädchen, wie sie stets in eigenen Abteilungen verblieben, so auch ihre Spiele und Tänze völlig gesondert von den Männern vollführten und dass sich die Zuschauerschaft von männlicher Seite auf ein Minimum beschränkte.

Danach traten die Knaben abermals zum Tanze und warfen hierbei ihre Beine vorwärts, rückwärts und seitwärts

in sonderlichster Art und sangen, während sie dabei auf ihre Lenden klatschten, auf Kisango also: „hailo, hailo tugendaze ya moto“, „auf! auf! wir ziehen in den Krieg“; oder: twaliwalinga kwilangi, kutindia“, „wie viele sind wir, dass wir Wild erbeuten können“ und anderes mehr. Unterdessen hockten die Männer seitwärts am Boden, tranken in selbstbewusster Ueberlegenheit ihr Bier und erörterten dabei die jüngsten Geschehnisse, Arbeits- und andere Gemeindefragen. Bei solchen Gelegenheiten drang ich bei den Alten darauf, mir täglich zu einer bestimmten Zeit ihre Kinder zu schicken, damit sie bei mir arbeiten lernten und in der Lehre Gottes und in anderem unterrichtet würden. So geschah es denn auch.

Drei Monate nach meiner ersten Ankunft in Madibira konnte man dort bereits von einer freien Schule sprechen, an der täglich etwa 50—80 Knaben aus der nächsten Umgebung Madibiras teilnahmen. Der Stundenplan war anfangs folgender: 7—8 Uhr die Wegespaliiere begiessen, den Stationshof kehren, Brennholz holen oder sonst eine Arbeit; 8—9 Uhr Spielen, das meist in den gebräuchlichen Ringkämpfen bestand; 9—10 Uhr Religionsunterricht in erzählender Form. Später natürlich sollte der Stundenplan für Elementarfächer, wie Lesen und Schreiben, erweitert werden. Von 9—10 Uhr morgens war nebenbei für die herzugekommenen Kranken Revierdienst angesetzt, in welche Arbeit ich mich mit meinem vortrefflichen Boy Dominiko teilte. Daran schloss sich für die Erwachsenen Unterricht in der christlichen Heilslehre.

Abwechslung in dieses für einen Europäer immerhin einsame Leben brachten Missionsausflüge in die entfernteren Ortschaften der Umgegend. Ferner erfreuten mich die lieben Besuche meines Kollegen R. P. Spiss, der Herren Dr. Stierling, Lieutenant Graf Fugger, Lieutenants Passavant und Braun, Feldwebel Richter und anderer Herren Militärs, welchen ich für ihr stets freundschaftliches Entgegenkommen in Missionsangelegenheiten an dieser Stelle innigen Dank

ausspreche. Besondern Dank schulde ich dem letztgenannten Feldwebel Richter wegen seines echt christlichen Samariterdienstes, den er mir in einer Krankheit geleistet hat. Die Begebenheit möge hier kurz erzählt werden:

Bei der schon vorhin erwähnten Ueberbrückung des Nendembela-Flusses hatte ich mir infolge der vielen Arbeiten im Wasser ein inneres Leiden mit Blutabgang zugezogen. Leider waren mir nun auch sämtliche Medikamente ausgegangen, was mich etwas beunruhigte. Da erschienen am 31. August 1897 Eilboten vom Militärposten Ngominji, welche ein Schreiben des Feldwebel Richter überbrachten, in welchem derselbe sofort 10 der in Madibira stationierten Soldaten wünschte, da er sichere Nachrichten erhalten habe, dass Mkwawa Ngominji und die Boma (Festung) in der Nacht vom 1. auf 2. September angreifen wolle. In dem Gefühle, dass meinem Körper eine schwere Reaktion bevorstehe und mir dann Arzneien, wie die Hilfe eines Europäers von dringendster Notwendigkeit sein würden, fasste ich den Entschluss, selbst mit den Soldaten nach Ngominji aufzubrechen.

Am 1. September marschierten wir beim ersten Morgengrauen ab, rasteten gegen Mittag in der Tembe Lutegu und erreichten nach 11½stündigem Marsch bei angebrochener Dunkelheit die Boma Ngominji. Todmüde und matt sank ich von meinem Reittier. Den ganzen langen Tag hatte ich wegen völliger Appetitlosigkeit und Brechreiz nichts geniessen können. Bereitwilligst stellte mir Herr Richter seine Strohwohnung zur Verfügung, liess in derselben mein Feldbett aufschlagen und traf dann Vorkehrungen für die Nacht, um dem geplanten Ueberfall Mkwawas mit Sicherheit entgegenzutreten.

Während der Nacht trat nun infolge der grossen Anstrengungen des vergangenen Tages die vorhergefühlte Reaktion bei mir ein: heftiges Erbrechen der Galle, schmerzhafter Blutabgang und ungewöhnliche Schwäche. Dies dauerte am folgenden Tage und in der darauf folgenden Nacht fort. Hierbei nun pflegte mich Herr Richter mit be-

wunderungswerter Selbstverleugnung. In der dritten Nacht trat im Erbrechen und Blutabgang Stillstand ein — aber eine trostlose Schwäche blieb! Doch auch diese schwand in einigen Tagen durch die mütterliche Besorgnis und Pflege des guten Soldaten.

Die Gefahr von Seiten Mkwawas war nicht eingetroffen. Hatte dieser erfahren, dass sein „Ndugu“ (Freund) in der Boma weile? oder dass Verstärkung angekommen? oder war die Sache überhaupt bloss Gerücht gewesen? Sei dem, wie ihm wolle; am vierten Tage nach meiner Ankunft in Ngominji wurden die Madibira-Soldaten bis auf einen, der mich später begleiten sollte, zurückgeschickt.

Nach weiteren vier Tagen war ich, Gott Dank! ziemlich wiederhergestellt, und es zog nun auch mich wieder nach Madibira. Innigst dankend nahm ich Abschied von meinem tapferen Landsmanne, der einige Monate später auf einer Verfolgung Mkwawas mit nur sechs Soldaten von einer erdrückenden Uebermacht umzingelt und angegriffen wurde, eine Kugel durch die linke Schulter erhielt und sich, schwer verwundet, nur mit äusserster Tapferkeit den Durchbruch erkämpfen konnte.

Am Tage meiner Rückkehr nach Madibira war eben in Ngominji ein kleiner Waffentransport, aus zwanzig Vorderladern bestehend, angekommen. Derselbe war vom Hauptmann Prince für die Bevölkerung Madibiras bestimmt, da das Gerücht ging, auch Madibira würde von den Aufständischen angegriffen werden. Diesen Waffentransport nahm ich dankend in Empfang und marschierte von Lutegu aus während der Nacht nach Madibira. Unsere Begleitung bestand hierbei nur aus dem einen Soldaten und zwei bewaffneten Boys. Während meiner Abwesenheit hatten sich auch wirklich aufständische Horden des Mtwawa Ubena auf den der Mission gegenüberliegenden Bergen gezeigt, waren aber vorüber nach Ifia gezogen und hatten dort die Temben eingeäschert.

Anfangs November, nachdem ich den Charakter des Volkes immer mehr kennen gelernt und für immer zu bleiben be-

schlossen hatte, war bereits in einer gemeinsamen Beratung eine vorteilhafte Vergrößerung der Station endgültig besprochen worden. Die Männer hatten sich bereit erklärt, unentgeltlich das schönste, festeste Holzmaterial aus Wald und Feld für den Bau eines nyumba ya Mgului (Gotteshaus) zu liefern und an den Ausführungsarbeiten freiwillig mitzuhelfen. Da erhielt ich von unserem Missionsobern den Befehl, den Posten Madibira zu verlassen, sobald von der Küste die für mich bestimmte Proviant-Karawane und Ersatz angekommen sei, und nach Songea in Ungoni behufs Erforschung des Geländes und eventueller Neugründung unter den Magwangwara zu marschieren und mich dort mit ihm zu vereinigen.

Diese Nachricht schmerzte mich einestheils, denn die Wasango waren mir lieb geworden. Mit ihrer eigenen Hilfe hatte ich mich mit nur geringen Kosten und Mitteln in verhältnismässig kurzer Zeit unter ihnen eingerichtet und ermutigende Erfolge erzielt. Nicht nur waren sie mir in allem zu Willen wie gute Kinder, nicht nur hatte ich einen neuen Volksstamm unserer Missionsthätigkeit erworben, Kranken ihr Los gemildert, was alles überhaupt meine blosser Pflichterfüllung bedeutet, sondern die Gründung Madibiras erschien geradezu providentiell; denn durch meine Anwesenheit in Madibira war ein friedsameres Distrikt nicht in die allgemeinen Kriegswirren gezogen, viele Männer waren nicht ermordet, viele Weiber und Kinder nicht in die Gefangenschaft geschleppt worden; ferner blieb eine reiche und fruchtbare Gegend vor Verheerung verschont, die zur Zeit der Hungersnot für ganz Uhehe gleichsam ein alttestamentliches Aegypten wurde. Denn ich regte damals das Volk zum Verkauf von Lebensmitteln an, beschützte es aber auch vor Uebergriffen und Betrügereien von seiten der listigen Küstenhändler. So konnten über zweitausend Lasten Getreide aus Madibira und Umgegend nach Uhehe gebracht werden zur Verpflegung der Soldaten, Träger und Küstenhändler. Selbst Wahehe kamen vier und fünf Tage weit her nach Madibira und erbaten sich Saat für die kommende Regenzeit, da in Uhehe grosse Not herrschte.

Einige Wochen vor meiner Abreise von Madibira konnte ich bei einem Unglücke, welches die Mission dort traf, meinen gewonnenen Einfluss auf die Bevölkerung, die Liebe und Anhänglichkeit derselben in tröstlichster Weise erfahren:

Es war am 13. November 1897, abends gegen 8 $\frac{1}{2}$  Uhr, als ich mich, von einem Missionsmarsche Madibira-Iringa zurückgekehrt, ermüdet eben zur Ruhe legen wollte, da erscholl draussen vor meiner Wohnung der Schreckensruf: „Moto, moto!“ (Feuer, Feuer) und gleich darauf ein Rennen und Durcheinander von Rufen. Rasch sprang ich hinaus, um auf dem Brandplatze zu erscheinen. Hier war eine allgemeine Verwirrung und panischer Schrecken entstanden. Man schrie, lärmte und schlug auf das Feuer wie toll. Dasselbe war durch Unvorsichtigkeit einer Soldatenfrau in deren Wohnung entstanden und griff, da gerade heftiger Wind wehte, sehr schnell um sich. Die Strohdächer der Soldatenwohnungen standen bald sämtlich in Flammen. Die in den brennenden Wohnungen befindlichen Patronengürtel fingen Feuer und explodierten unter andauerndem, unheimlichem Geknatter. In der Angst, von einer Kugel getroffen zu werden, floh alles zur Station hinaus. Unvergesslich bleibt mir das Geheul der Soldatenweiber, welche die Schuldige in einer Weise verfluchten und schmähten, die mich zum strengen Einschreiten nötigte. Ich selber war zum Missionskreuz geflohen, hinter welchem ich mich barg und zusehen musste, wie nun auch an meinem Wohnhause und dem Getreide-Magazin die Flammen emporschlugen.

Das Knattern der explodierenden Patronen hatte aufgehört. Soldaten und Boys griffen wieder mutig zu, um zu retten, was noch zu retten war. Die notwendigsten Ausrüstungsgegenstände: Zelt, Feldbett, Gewehre, Proviant, Reise-Altar, Küchenskiste waren in Sicherheit gebracht — da stürzte krachend das Dach des Wohnhauses zusammen —, kurz darauf ein furchtbarer Knall — die Patronenkiste war im brennenden Hause geblieben! Alles stob darob wieder kopflos ins Freie. Gott Dank, es war kein Unglück geschehen.

Abermals trieb ich die Mannschaft zur Arbeit. Aus dem Getreidemagazin war nur wenig noch zu retten, und auch auf den anderen Temben züngelten schon Flammen. Unterdessen waren die guten Wasango bewaffnet herbeigeeilt, in der Meinung, die Mission sei von räuberischen Wahehe angegriffen worden. Nachdem sie die Sachlage erkannt hatten, wurden Schilde, Speere und Gewehre hurtig beiseite gesetzt und Eilboten in das Dorf gesandt, um Weiber und Kinder zum Wasserschöpfen herbeizuholen. Es waren in kurzer Zeit an 600 Personen herzugeströmt, die teils vom Flusse bis zur Brandstätte Spalier bildeten und gefüllte Wasserkrüge von Hand zu Hand gaben, teils bei den Lösch- und Rettungsarbeiten beschäftigt waren. Bis 11 $\frac{1}{2}$  Uhr nachts dauerte die Arbeit, dann war die Macht des Brandes gebrochen, und die Wasango, welche wacker gearbeitet hatten, konnten ihre Wohnungen aufsuchen. Nachdem die geretteten Sachen um das Missionskreuz geordnet, die Zelte aufgeschlagen und Wachen ausgestellt waren, befahl ich von Mitternacht an strenge Ruhe. Am Morgen liess ich die Mannschaft antreten. Die meisten der Soldaten erschienen im weissen Negerhemd, in welches sie sich gegen Abend nach der Dienstzeit zu kleiden pflegten. Bei Besichtigung des gesamten Brandschadens ergab sich folgendes: zwei Gewehre, zwei Seitengewehre, sämtliches Lederwerk, zwei Dritteile der Patronen, beinahe sämtliche Soldatenanzüge waren verbrannt oder stark beschädigt; ferner meine Sammlungen an ethnographischen und naturwissenschaftlichen Gegenständen, wie Volksmedizin, Gehörne, Schädel, Felle, Vogelbälge etc., das Gestell des Hausaltars, 25 Getreidelasten der Mission und 150 Lasten der kaiserlichen Station Iringa, die hier für die Hungerszeit aufgestapelt lagen. Die Nord- und Westseite der Pallisaden-Einfriedigung, eine Reihe Soldatenwohnungen, mein Wohnhaus und das Getreidemagazin waren bis auf den Grund niedergebrannt. Ausserdem wurden noch viele Hausgegenstände der Mission, Kleider und Ersparnisse der Soldaten vermisst. Sämtliche Tauben der Station und viele Hühner

fand man gebraten am Boden liegen — ein ergötzliches Frühstück für die bereits herbeigeströmten neugierigen Wasango.

Schon in aller Frühe waren viele derselben, ohne dass ich sie dazu aufgefordert hatte, mit neuem Baumaterial erschienen. Die Häuptlinge traten versammelt zu mir und sprachen: „Grosser Herr, wir sehen, dass Du wie ein Fremdling unter freiem Himmel schlafen musst; das soll nicht sein, denn Du bist unser Haupt und Vater. Wir alle wollen zu Hause nicht müssig sitzen, sondern Dir schnell ein neues Haus erbauen helfen.“

Durch diese Bereitwilligkeit der Wilden ermutigt, gab ich gleich den Platz zum Neubau auf der Südseite des Hofes an, um meinem Nachfolger freien Spielraum zu lassen, da ich doch bald Madibira verlassen sollte. Die verschiedenen Häuptlingschaften hatten je eine Seite des Baues in Angriff genommen; die Oberaufsicht hiebei führte der Häuptling Yalwangu. Innerhalb vierundzwanzig Stunden hatten die guten Wilden mir ein leidliches Wohnhaus aus Lehm errichtet mit einem geräumigen Zimmer und Hausgang; etwa 300 Personen waren vollauf damit beschäftigt gewesen. Dann wurden die verbrannten Temben vorteilhafter aufgebaut, die Pallisaden-Einfriedigung fast um das Doppelte erweitert, und in fünfzehn Tagen wohnten wir wieder, dank der wackeren Arbeit der willigen Wasango, in der Missionsboma wie vorher.

Aber auch Dank und Lob muss ich unsern schwarzen deutschen Soldaten zukommen lassen. Dieselben haben, soweit ich mit ihnen in Berührung gekommen, sich stets als Soldaten gezeigt. Ich habe in disciplinärer Hinsicht nie eine Klage vorzubringen gehabt, vielmehr die Überzeugung gewonnen, dass der schwarze Soldat in den Kolonien sich unter einem verständigen Vorgesetzten zu einem höchst brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft bilden lässt und wohl zu schätzen ist.

Die für mich bestimmte Proviantkarawane war indessen in Iringa angelangt, und ich beeilte mich daher, dorthin zu

kommen, meine Angelegenheiten zu ordnen und Abschied zu nehmen. Am 9. Dezember 1897 traf ich auf der Herz-Jesu-Mission unerwartet ein.

\* \* \*

In der kaiserlichen Station Iringa sagte ich allen deutschen Herren ein herzliches Lebewohl, Lebewohl auch der Frau Hauptmann Prince. Sie war die einzige echt deutsche Frau im weiten Lande, verstand es, durch ihr natürliches, offenes und liebenswürdiges Benehmen das Herbe des afrikanischen Lebens zu mildern, und scheute es nicht, in selbstverleugnender Weise an dem schweren und ernstesten Berufe ihrer Umgebung indirekt grossen Anteil zu nehmen. Auch uns Missionären hat sie gar oft ihre zuvorkommende Fürsorge angedeihen lassen. Darum innigen Dank dieser edlen deutschen Frau!

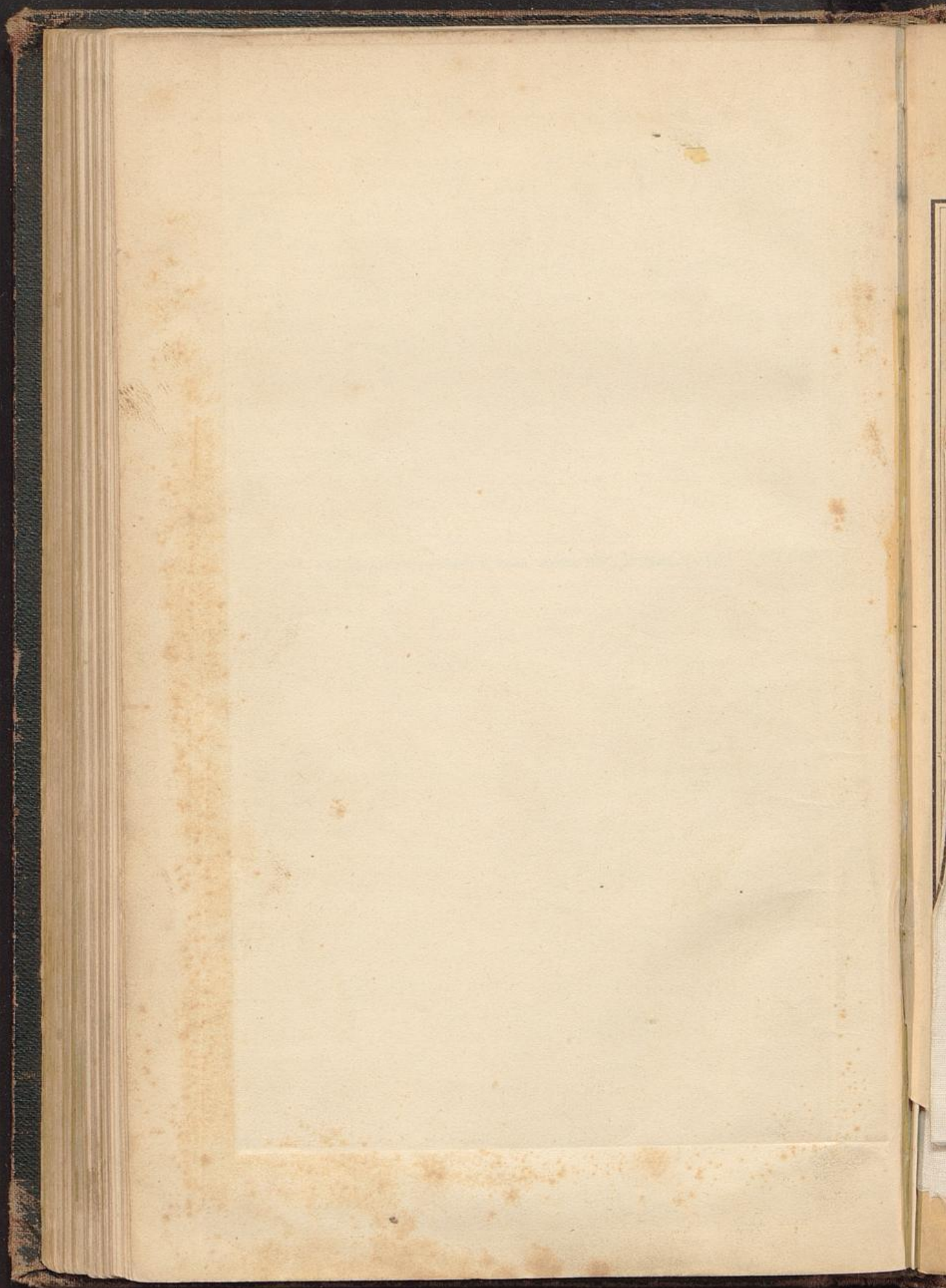
Zum letzten Male strömten meine Wahehe-Freunde nach Tossamaganga; um mich zu begrüßen und Abschied zu nehmen. — Die Stunde der Trennung war gekommen. Nach herzlicher brüderlicher Umarmung schied ich mit Wehmut im Herzen von meinen wackern Mitarbeitern im Dienste des Kreuzes. Unter Flintenschüssen meiner Leute und der Missionsangehörigen stieg die Karawane bergab, und ich richtete wieder fest meinen Blick nach Westen — Madibira — dem Nyassa zu. Etwa zehn meiner treuen Wahehe von Banowano und etwa zwanzig von Kifuku trugen meine Lasten oder gaben mir das letzte Geleit bis nach Madibira.

Ein dreimonatiger Marsch führte mich von dort durch Ubena über die hohen, interessanten Livingstone-Berge zum Nyassasee und hinüber zum englischen Gebiet; dann zurück quer durch den Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie von Mandä über Upogoro und Donde nach Kiloa. — Von all den Landstrichen, die ich auf diesen Märschen durchstreifte, glaube ich, unmassgeblich, dem Lande Uhehe für eine etwaige Besiedelung den Vorzug geben zu müssen.

Am 25. März dieses Jahres kurz vor Sonnenuntergang stand ich mit meiner Karawane auf den westlichen Höhen vor Kiloa, und unter uns entfaltete sich in grenzenloser Ausdehnung der Indische Ozean. Von der scheidenden Sonne wie vergoldet lag das weite Meer in sanftester Ruhe. Die Trümmer und Ruinen der alten indischen, portugisischen und arabischen Forts lugten unter den Palmen der grünen Insel Kiloa-Kisiwani hervor und verliehen dem ganzen Naturzauber eine märchenhafte Stimmung. — Ein grosses Stück Kulturgeschichte zieht am Geiste des Beschauers dieser modernden Reste vorüber. — Vor etwa drei Jahrhunderten trug Deutsch-Ostafrika bereits den christlichen Namen „St. Raphaelsland“, aber Stürme der Zeit haben alles verweht. — Gebe Gott, dass nun die junge deutsche Eiche sich entfalte, den Stürmen widerstehe und das heisse Land überschatte, auf dass auch dort dauernd Wahrheit, Recht und Kultur erblühe!

U. J. O. G. D.

---



4)

ngen

ten und

utschen

(Ernst Vohsen).

17



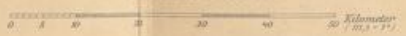
Blick vom Hochrücken Mwanjwama in die Uvuvu-Berge.

Der Zwillingenberg Endewesi im Thale Mwandala.

**Routen  
im nordwestlichen Uvuvu  
und von Idunda zum Nyassa-See.**

Aufgenommen von  
**PATER ALFONS M. ADAMS O.S.B.,**  
Apostolischem Missionar.

Mafsstab 1:750 000.



— größere, zusammenhängende,    ⚓ kleinere, einzeln stehende Temben.

— Routen des Pater Alfons M. Adams.

Diese Gebiete stehen in der Regenzeit unter Wasser, sind  
dagegen in der Trockenzeit mit hohem Gras bedeckt und  
der Tummelplatz von Zebras, Antilopen, Giraffen, u. s. w.

**MBEGERA'S REICH**

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen

Abteilung Berlin-Charlottenburg 4)

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

— Verhandlungen 1898/99. —

Heft 4.

---

von Brandt, ✓

Kaiserlich Deutscher Gesandter a. D., Wirkl. Geh. Rat.

# Industrielle und Eisenbahn-Unternehmungen in China.

Mit einer Kartenskizze

der Besitzverhältnisse und Interessensphären, sowie der konzessionierten und  
projektierten Eisenbahnen in Ostasien. Masstab 1:10,000,000.

---

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.

---

Berlin 1899.

Verlag von Dietrich Reimer

(Ernst Vohsen).

12

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat, vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Direktor Riecken.

Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer.

Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.

Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.

Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.

Kraetke, Direktor im Reichspostamt.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

W. Staudt.

Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

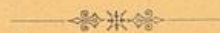
Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

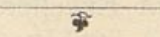
Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämmtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Industrielle  
und  
Eisenbahn-Unternehmungen  
in China.

Mit einer Kartenskizze  
der Besitzverhältnisse und Interessensphären, sowie der konzessionierten und  
projektierten Eisenbahnen in Ostasien. Masstab 1:10,000,000.



Vortrag  
von  
**von Brändt,**  
Kaiserlich Deutscher Gesandter a. D., Wirkl. Geh. Rat.



Die Versammlung fand statt am **Mittwoch,**  
den 12. April 1899 im grossen Saale des **Hôtel Kaiserhof.**

Der grosse Saal des Kaiserhof war von einer vornehmen Gesellschaft aus allen Kreisen, sowohl der Diplomatie als der Industrie, des Handels, der Kunst und Wissenschaft, wie auch von Seiten des Offizierskorps verschiedener Waffengattungen dicht besetzt; wir nennen unter den Gästen nur den belgischen Gesandten, Baron Greindl, den türkischen Botschafter, den Vertreter der chinesischen Gesandtschaft; ferner den General-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers, General der Infanterie Exzellenz von Hahnke, den Minister des Königlichen Hauses Exzellenz von Wedel, Se. Exzellenz den Admiral von Knorr, Unterstaatssekretär Fleck und Excellenz von Fischer, den Geh. Leg.-Rat von Koenig, den General der Kavallerie Excellenz von der Planitz und den General-Leutnant Excellenz von Alten.

Der Vorsitzende der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft, Se. Durchlaucht Prinz von Arenberg eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Begrüssung und gab der Freude Ausdruck über die Anwesenheit des erst vor einigen Tagen von seiner Forschungs-expedition zurückgekehrten Prof. Dr. Futterer, der mit Dr. Holderer den asiatischen Kontinent durchquert hat.

Hierauf begann Excellenz von Brandt seinen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen hochinteressanten und ebenso instruktiven Vortrag:

Hochverehrte Versammlung, hochgeehrte Damen und  
Herren!

Wenn wir den römischen Schriftstellern Glauben schenken dürfen, so sollen die Leute in Rom, wenn sie sich in den

letzten Jahrzehnten der Republik und in den ersten des Kaiserreichs auf der Strasse begegneten, sich mit den Worten angedet haben: Was Neues aus Afrika? Afrika bedeutete damals nach dem Falle Karthagos für den Römer Aegypten, die Kornkammer des Römischen Reichs, den Sitz vieler Intriguen und den Schauplatz zahlreicher Aufstände. Ganz so verhält es sich bei uns wohl nicht mit China; wir haben manchen anderen Gesprächsgegenstand, wenn wir einen Bekannten auf der Strasse treffen, aber trotzdem werden wohl die meisten, wenn sie einen Blick auf die eingegangenen neuen Telegramme werfen, unwillkürlich nach der Ueberschrift Peking oder China sehen.

Da ist es nun von ganz besonderem Interesse, wenn sich in den Irrgängen der fremden Diplomatie in China ein Wegweiser findet, und als einen solchen kann man das letzte englische Blaubuch ansehen, das im März d. J. erschienen ist und dreihundert und einige sechzig Seiten umfasst. Ein stattlicher Band, aber so schlecht arrangiert, dass man zu dem Glauben berechtigt sein könnte, es sei dies absichtlich geschehen. Es ist schwierig, man könnte fast sagen unmöglich, in diesem Blaubuche das zu finden, was man sucht, aber bei einigem guten Willen entdeckt man doch vieles, was auch für uns von grösstem Interesse ist und wertvolle Fingerzeige enthält.

Ich habe versucht, aus dieser Veröffentlichung das zusammenzustellen, was für uns Deutsche besonders von Interesse ist, d. h. die den fremden Mächten gemachten Konzessionen betr. zu bauender Eisenbahnen und industrieller Unternehmungen. Ich habe darnach auch diese Karte angefertigt, die, wenn sie auch auf keine grosse Genauigkeit in der Zeichnung Anspruch erheben darf, so doch ein hinreichend orientierendes Bild von den Wünschen und Absichten der einzelnen Nationen und dem thatsächlich Erreichten giebt. Ehe ich aber auf diese Punkte näher eingehe, möchte ich kurz der Methoden Erwähnung thun, die von einigen der Mächte, ganz besonders von England, angewendet worden sind,

um die von ihnen gewünschten Zugeständnisse zu erlangen. Die chinesische Regierung braucht Geld. Da kommt denn Russland und bietet sich zur Darleihung desselben an. Aber der chinesischen Regierung erscheinen die gestellten Bedingungen zu drückend, sie wendet sich daher an die englische Regierung, die sich ihrerseits zum Abschluss einer Anleihe bereit erklärt, aber ebenfalls wieder unter Forderung politischer und anderer Vorteile. Dem gegenüber legt die russische Regierung ihr Veto ein, und der chinesischen Regierung bleibt schliesslich nichts weiter übrig, als den beiden Regierungen zu erklären, dass sie darauf verzichten müsse das Geschäft mit einer von ihnen abzuschliessen. Dasselbe wird schliesslich mit einem deutsch-englischen Konsortium gemacht. Nun aber erscheint England wieder und erklärt, dass es in der Ablehnung seiner Anerbietungen eine Beleidigung sehen müsse, die nur durch die Gewährung besonderer Zugeständnisse gesühnt werden könne; China giebt den Drohungen nach, aber kaum ist die Schwierigkeit mit England beseitigt, so kommt Russland und fordert als Kompensation der England gemachten Zugeständnisse auch seinerseits neue Vorteile. Andere Mächte schliessen sich dieser Politik an, und so bildet sich eine Kette fortwährender Forderungen und Zugeständnisse, die sich schliesslich ins Unabsehbare fortsetzen.

Auf dem Boden dieser historischen Entwicklung hat sich nun bei vielen der Glaube gebildet, dass die Periode des Zusammenbruches und der endgiltigen Aufteilung des chinesischen Reiches herangenahet sei. Ich werde später noch auf diesen Punkt zurückkommen und will nunmehr die Konzessionen erwähnen, welche den verschiedenen Mächten zuerteilt worden sind.

Was die Interessensphäre Englands anbetrifft, so gehören zu derselben nicht nur der ganze Stromlauf des Yangtse-Kiang und der in denselben einmündenden Nebenflüsse, sondern es hat seine Ansprüche auch noch auf eine ganze Anzahl anderer Provinzen ausgedehnt. So haben die Franzosen bekanntlich verlangt, dass die drei Provinzen Yünnan, Kwangsi

und Kwangtung als ihre Interessensphäre anerkannt werden, England behauptet aber, dass es zum mindesten in Yünnan und Kwangtung dieselben Interessen und daher dieselben Rechte habe wie Frankreich; seine Stellung lässt sich also dahin zusammenfassen, dass es in seiner Interessensphäre alle Rechte für sich beansprucht, in der Interessensphäre anderer aber gleiche Rechte mit denselben.

Was die Eisenbahnkonzessionen betrifft, die von englischer Seite erlangt worden sind, so beziehen sich dieselben nach Mitteilung des englischen Gesandten auf neun Konzessionen mit einer Gesamtlänge von 2800 [englischen Meilen, oder rund 4300 Kilometern. Zuerst seien die nördlichen Linien genannt, die von Peking über Tientsin, Taku und Shanhaikwan nach Niutschwang gehen. Diese Bahnen sind von der Hongkong- und Shanghai-Bank finanziert und kontrolliert und sind in den letzten Monaten die Veranlassung zu recht unangenehmen Auseinandersetzungen zwischen der russischen und englischen Regierung gewesen. Der Hongkong- und Shanghai-Bank und der mit ihr verbundenen grossen englischen Firma Jardine, Matheson & Co., sind ferner die Konzessionen für die Bahnen Shanghai-Nanking und von dem Nanking gegenüber gelegenen Pukau nach Sinyang in Honan, von Suchau über Hangchau nach Ningpo und von Kaulun gegenüber von [Hongkong, nach Canton erteilt worden und dem englisch-italienischen Peking-Syndikat das Recht von dem in der Provinz Shansi gelegenen Gebiet, in welchem dasselbe Bergwerkskonzessionen erhalten hat, eine Bahn nach Sianyang am Han-Fluss zu bauen und ebenso von seinem Bergwerksgebiet in Honan aus per Bahn den Anschluss an eine andere Bahn oder schiffbaren Fluss zu suchen. Ferner beansprucht die Hongkong- und Shanghai-Bank auf Grund eines von ihr mit dem deutschen Syndikat getroffenen Abkommens das Recht, die Hälfte der durch Shantung zu führenden Tientsin-Chinkiang-Bahn zu bauen, und endlich hat die englische Regierung das Recht erhalten, ihre Bahnen in Birma durch Yünnan und Kweichau bis in

die Provinz Szechuen zu verlängern. Das sind die direkt erlangten Zugeständnisse; ausserdem hat aber das vorerwähnte Hongkong- und Shanghai-Bank- und Jardine-Matheson-Syndikat mit der Amerikanischen China-Entwicklungsgesellschaft (China-Development-Co.) ein Abkommen getroffen, durch welches ihm der halbe Anteil an der dem amerikanischen Syndikat zuerteilten Konzession für die Bahn Hankau-Canton gesichert wird, und da die amerikanische Gesellschaft auch das Recht erlangt hat, im Falle es der belgischen Gesellschaft nicht möglich sein sollte, die für den Bau der Linie Peking-Hankau übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, den Bau dieser Bahn zu übernehmen, auch die Hälfte dieser Bahn. Man sieht, dass das englische Bahnnetz ganz China überspannt und dass der praktische Blick des englischen Industriellen und Finanzmannes, das entschlossene Zugreifen derselben und das billige englische Kapital wieder einmal den Sieg über alle Konkurrenten davongetragen haben. Freilich sind von den Bahnen bis jetzt nur wenige und zwar die nördlichen von Peking bis Shanhaikwan gebaut und in Betrieb, und alles andere ist vorläufig Zukunftsmusik, es kann aber wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass im Verlauf weniger Jahrzehnte der grösste Teil der angeführten Bahnstrecken von den Engländern ausgeführt werden sein wird.

Was Russland anbetrifft, so erstreckt sich dessen Interessensphäre nach eigenen Angaben über die Mandschurei bis an das linke Ufer des Hoangho und westlich über die Mongolei und das neue Gebiet (Chinesisch-Turkestan) hinaus bis nach Russisch-Turkestan und den Khanaten. Von Bahnkonzessionen haben die Russen den Teil der transsibirischen Bahn, der über 1000 englische Meilen durch die nördliche Mandschurei nach Wladiwostock führt; ferner haben die Russen nach der Besitzergreifung von Taliewan und Port Arthur das Recht erlangt, von diesen Plätzen aus die Verbindung mit der transsibirischen Bahn herzustellen. Endlich hat die russisch-chinesische Bank die Konzession für die

Strecke Chingteng-Taiyuenfu erhalten, was sie zur Herrin der Verbindung zwischen Peking und dem Westen des Reiches macht. An den ersten beiden Linien ist die Arbeit in vollem Gange.

Was Frankreich gethan, ist, dass es sich das Recht zu sichern] gewusst für die Verlängerung der Strecke Hanoi-Langson nach Lungschau, eventuell Nanning, sowie für den Bau einer Bahn von Packhoi über Nanning und Pese nach Yünnanfu, sowie endlich für eine Bahn im Thal des Roten Flusses (Sonkoi) über Mengtze und Manhao nach Yünnanfu. Für den Bau der beiden ersten dieser Linien dürfte französischerseits keine Absicht vorliegen, da man mit denselben nur dem Transitverkehr durch Tonkin Konkurrenz machen würde; man hat sich die Konzessionen nur geben lassen, um andere zu verhindern dieselben zu erlangen und auszunützen. Dagegen scheint man ernstlich an den Bau der dritten Bahn zu denken. Sie werden sich entsinnen, dass vor nicht zu langer Zeit seitens der französischen Regierung eine Anleihe von 200 Millionen Francs bewilligt worden ist, von denen 130 Millionen für den Ausbau von Bahnen in Tonkin ausgegeben werden sollen, während 70 Millionen dazu bestimmt sind, die Bahn am Roten Fluss entlang bis Yünnanfu zu bauen. Der Führer der Mission der Lyoner Handelskammer, Herr Brenier, hat sich wieder an die Spitze einer neuen Explorationskommission gestellt und weilt bereits in China. Wenn die nach hier gelangten Nachrichten zutreffend sind, so wird sich der General-Gouverneur von franz. Indo-China Herr Doumer ebenfalls bald nach dort begeben. Auch englischerseits liegt seit lange der Plan vor, die Birmanischen Bahnen nach Yünnan hinein zu verlängern. Die Engländer haben nach der Annexion von Unter-Birma 1877 mit dem Bau der Strecke von Rangun nach Prome begonnen und 1885, nach der Annexion von Oberbirma den Weiterbau sofort aufgenommen und bis Mandalay fortgeführt. Dort stellten sich der Ueberschreitung des Stromes grosse Schwierigkeiten in den Weg. Der Strom ist 3 km breit, und das

Wasser steigt bei der Flut 30 Fuss, man hat also von einer Ueberbrückung Abstand genommen und unterhält den Verkehr durch eine Dampffähre. Die Bahn wurde dann auf dem rechten Ufer bis Mytchina fortgesetzt mit einer Abzweigung nach Katho, während gleichzeitig von Mandalay aus eine Linie nach der Kunlon-Fähre am Salwin gebaut wurde.

In Birma sind bis jetzt 1400 englische Meilen ausgebaut, während 700 Meilen im Bau begriffen sind. Es wird nun darauf ankommen, wer von beiden, die Engländer oder die Franzosen, zuerst durch Yünnan die reichste Provinz Chinas, Szetschuen erreichen.

Welchen Erfolg die Japaner im letzten Kriege erzielt haben, ist bekannt. Die japanischen Besitzungen liegen im weiten Bogen an der Ostküste von China, von Formosa bis zum eigentlichen Japan; die Japaner haben ferner von China die Zusicherung verlangt und erhalten, dass in der Provinz Fukien keine Abtretungen an andere Mächte gemacht werden dürfen. Die Provinz Tsekiang gehört in die englische Interessensphäre; es ist dem englisch-italienischen Peking-Syndikat gelungen, dort ebenfalls Konzessionen für Minen zu erhalten. In den diesem Syndikat, dessen Vertreter in China ein Italiener, Herr Luzzatti, ist, gemachten Zugeständnissen dürfte der hauptsächlichste Grund für den Versuch der italienischen Regierung zu suchen sein, an der Sanmun-Bay festen Fuss zu fassen und so zu den gewonnenen industriellen Vorteilen maritime und politische zu fügen.

Ueber die Frage, was von deutscher Seite bis jetzt erreicht worden ist, lässt sich nicht viel berichten. Durch das Abkommen mit der chinesischen Regierung sind einer deutsch-chinesischen Gesellschaft im Prinzip die Linien Kiautschau nach Tsinanfu und bis zur Nordgrenze von Schantung, von Kiautschau nach Ichaufu (es mag hier bemerkt werden, dass Ichaufu der Mittelpunkt des Kohlenfeldes, eine Bezirkshauptstadt erster Klasse und das in jüngster Zeit von deutscher Seite besetzte, in der Nähe des Meeres

gelegene Ichauhsien eine Kreishauptstadt ist) und zwischen Tsinanfu und Ichaufu gesichert; über eine zusammen mit der Hongkong- und Shanghai-Bank zu bauende Linie von Tientsien nach Chinkiang am Yangtze schweben Verhandlungen, die bis jetzt zu keinem Abkommen geführt haben. Oder doch, wenigstens nach einer Richtung hin, und zu einem recht bedauerlichen, durch welches das deutsche Syndikat sich damit einverstanden erklärt hat, dass das Yangtze-Thal, d. h. das Flussgebiet des Yangtze, womit wie ausdrücklich bestimmt wird, auch das Gebiet gemeint ist, welches Nebenflüsse des Yangtze durchströmen, ferner alle Provinzen südlich von Yangtze, die Provinz Shansi mit einer Verbindung mit der Peking-Hankau Linie an einem Punkte südlich von Chingteng und eine Verbindung mit dem Yangtze Thal, die das Thal des Hoangho schneidet, als das Gebiet angesehen werde, in dem das deutsche Syndikat in Eisenbahnbauten nicht mit dem englischen konkurrieren dürfe. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gebe, dass diese aus den ersten Tagen des September v. J. stammende Abmachung (in dem Blaubuch No. 312) nicht ganz endgiltig geworden ist, denn ich würde es für die deutschen Interessen und die deutsche Industrie als höchst bedauerlich und nachteilig bezeichnen müssen, wenn dieselben auf Shantung beschränkt bleiben und von dem übrigen China ausgeschlossen werden sollten. Was wir brauchen, und zwar ganz notwendig, ist einerseits, dass wir nach Westen hin uns ausdehnen können, und andererseits, dass wir uns nicht vom Yangtze abdrängen lassen. Der Kaiserkanal, der Tientsin mit dem Yangtze verbindet, führt durch Shantung, es ist daher eine durchaus berechtigte Forderung, dass die Eisenbahn, die an ihm entlang von der Südgrenze von Shantung an den Strom gebaut werden muss, nicht in andere Hände als deutsche falle. Die Verbindung nach dem Norden, nach Tientsin, allein genügt nicht unsern Interessen.

Die Frage, welche Ergebnisse die Verhandlungen zwischen anderen Syndikaten und der chinesischen Regierung oder

chinesischen Behörden gehabt haben, ist auch für uns eine hochinteressante, da wir an dem Erlangten den Umfang des zu Erlangenden bemessen können. Ich möchte daher ganz besonders auf das Abkommen hinweisen, das von der Amerikanischen China Entwicklungs-Gesellschaft mit Bezug auf den Bau der Hankau-Canton-Bahn getroffen worden ist.

Für den Bau dieser Bahn ist eine chinesische Gesellschaft gegründet worden, die China Railway Co., deren Generaldirektor Sheng den chinesischen Gesandten in Washington Wu Ting fang beauftragt hat, mit der American China Development Co. einen Vertrag abzuschliessen. Nach demselben hat die amerikanische Gesellschaft

1) 4 Millionen Pfund Sterling für den Bau und die Ausrüstung der Bahn zu beschaffen.

2) Wird die chinesische Regierung von dem Generaldirektor unterzeichnete, von dem chinesischen Minister in Washington gegengezeichnete 5pCt. Goldobligationen ausgeben, die von der amerikanischen Gesellschaft mit 90 pCt. des Nennwertes übernommen werden. Diese Obligationen sollen denen entsprechen, die bisher unter der Garantie der Zolleinnahmen ausgegeben worden sind, nur dass in diesem Falle die Bahn mit allem, was dazu gehört, als Sicherheit dienen soll. Es sollen ferner nur so viele Obligationen ausgegeben werden, als zu 90 pCt. erforderlich sind, um die Kosten des Baues nach Plänen zu decken, welche die amerikanische Gesellschaft vorlegen und der Generaldirektor billigen wird. Die Zinsen laufen nur für solche Beträge, welche nachweisbar für Zwecke des Baues ausgegeben worden sind.

3) Die amerikanische Gesellschaft wird die Bahn von Hankau nach Canton bauen und ausrüsten, und zwar nach den besten modernen Systemen; sie soll das Recht haben, sie von Canton bis an die See zu verlängern, und solche kurzen Zweiglinien zu bauen, die notwendig sind, vorhandenen Verkehr heranzuziehen und Verbindungen herzustellen; alles nach von dem Generaldirektor gebilligten Plänen.

4) Beim Bau, Verwaltung und Geschäftsführung durch die Beamten der amerikanischen Gesellschaft soll besondere Rücksicht auf die Anschauungen, Gewohnheiten und Ideen des chinesischen Volkes genommen werden; dieselben sollen so viel als möglich berücksichtigt und geschont werden. Wo irgend möglich, sollen mit Zustimmung des Direktors Chinesen in verantwortlichen Stellungen, beim Bau und der Verwaltung der Eisenbahn benutzt werden. Was die Erdarbeiten anbetrifft, so sollen Unterkontrakte unter Genehmigung des Generaldirektors mit Chinesen abgeschlossen werden. Die Arbeit soll in Uebereinstimmung mit den Plänen und Spezifikationen des Chef-Ingenieurs der Gesellschaft und unter seiner Oberaufsicht stattfinden und keine Einmischung erlaubt sein.

5) Als Vergütung für die Ober-Aufsicht und ihre Dienste erhält die amerikanische Gesellschaft 5 pCt. der Gesamtkosten, ausgenommen die für den Erwerb von Land und Erdarbeiten. Alles Material soll auf dem offenen Markt zum niedrigsten Preise beschafft werden; chinesisches Material, wie das von den Hanyang-Eisenwerken u. s. w. gelieferte, soll bei gleicher Qualität und Preisen bevorzugt werden. Für den Ankauf von Material soll keine andere Kommission als die vorangeführte berechnet werden.

6) Nach Vollendung der ganzen Bahn oder eines Teiles derselben soll der Betrieb derselben unter von der amerikanischen Gesellschaft mit Zustimmung des Generaldirektors ernannten Beamten geleitet und ein Departement wie das der fremden Seezölle eingerichtet werden, dem alle Beamten unterstellt sind. Untüchtige oder nachlässige Beamten sollen nicht im Dienste behalten werden. Nach Zahlung aller Gehälter, Löhne und anderen Ausgaben für den Unterhalt und den Betrieb der Bahn soll die amerikanische Gesellschaft 20 pCt. des Nettogewinns in Form von Schuldscheinen erhalten, und zwar bis zu einer Höhe von einem Fünftel der Kosten der Linien.

Die chinesisch-amerikanische Eisenbahn-Gesellschaft soll das Recht haben, diese Schuldscheine jeder Zeit al pari zurückzukaufen und zu vernichten; die nicht so zurückgekauften sollen nach 43 Jahren vom Tage der Ausstellung an ohne Zahlung erlöschen, d. h. unzweifelhaft, dass dieselben innerhalb dieser Frist durch die Zahlung von Zinsen oder Dividenden deren Höhe nicht angegeben ist, amortisiert werden.

7) Sobald als möglich, nachdem dies Abkommen ratifiziert worden, wird die amerikanische Gesellschaft durch ihre Ingenieure die Bahn vermessen lassen und einen Kostenanschlag aufstellen, der alles Erforderliche umfasst, und soll die Bahn drei Jahre nach dem Beginn vollendet sein. Die Kosten der Vermessung werden von beiden Gesellschaften zur Hälfte getragen.

8) Die zuerst erwähnten Gold-Obligationen sollen 50 Jahre laufen. Im Fall die chinesische Gesellschaft die Obligationen zurückzukaufen wünscht, soll sie das in den ersten 25 Jahren zu  $102\frac{1}{2}$  pCt., in den letzten 25 Jahren zu 100 pCt. des Nominalwertes dürfen. Wenn die chinesische Gesellschaft alle Obligationen eingelöst hat, kann sie die Verwaltung der ganzen Bahn allein übernehmen und alle fremden Ingenieure sowie die anderen Angestellten der Bahn entlassen.

9) Als Garantie für die Erfüllung dieses Kontraktes deponiert die amerikanische Gesellschaft in Washington 100 000 Dollars, die dem chinesischen Gesandten verfallen, wenn nicht innerhalb der ersten sechs Monate ein gleicher Betrag seitens der amerikanischen Gesellschaft ausgegeben worden ist.

10) Die amerikanische Gesellschaft soll auf eigene Kosten eine Schule für gewerblichen Unterricht im Eisenbahnwesen errichten, in der Chinesen in allen Zweigen des Eisenbahnwesens ausgebildet werden sollen.

11) Alles Material wird zollfrei eingeführt. Die Eisenbahn soll Regierungstruppen im Fall eines Krieges oder Auf-

ruhrs den Vorzug in der Beförderung geben und sollen dieselben mit Material und Munition zum halben Fahrpreise befördert werden.

Dieser Vertrag ist am 14. April 1898 zu Washington unterzeichnet worden.

Am selben Tage ist ein weiteres Abkommen unterzeichnet worden, wonach der amerikanischen Gesellschaft zugesichert worden ist, dass, falls das Abkommen mit der belgischen Gesellschaft für die Lu-Han-Linie nicht perfekt würde, die amerikanische Gesellschaft beauftragt werden solle, 5 Millionen Pfund Sterling für den Bau dieser Linie unter denselben Bedingungen zu beschaffen, wie für den Bau der Hankau-Canton-Linie.

Aus diesen Abmachungen wollen Sie, meine Damen und Herren, entnehmen, dass die chinesische Regierung ihre Oberhoheitsrechte nirgends aufgegeben und ihre Interessen vollständig zu wahren gewusst hat; die Bedingungen sind solche, wie sie auch in anderen Ländern getroffen worden sein würden.

Dasselbe ist bei den Abmachungen mit Russland und Belgien der Fall, und ich glaube, dass die chinesische Regierung wenig geneigt sein wird, über die gemachten Zugeständnisse hinauszugehen. Wie schon erwähnt, ist eine englische Gesellschaft mit der amerikanischen dahin übereingekommen, den Bau der Bahn zur Hälfte zu übernehmen.

Ich habe bereits des sog. Peking-Syndikats Erwähnung gethan; dasselbe hat ausser den angeführten Eisenbahn-Konzessionen im südlichen Teile der Provinz Shansi das [Recht zur Bearbeitung von Eisen- und Kohlenbergwerken, sowie zur Aufsuchung von Petroleumquellen erlangt [und ebenso das Recht zur Bearbeitung von Minen im nördlichen Teile von Honan auf dem linken Ufer des Hoangho. Auch hier sind die Abmachungen zwischen den chinesischen Behörden und dem Peking-Syndikat derart, dass die Oberhoheit der chinesischen Regierung wie die materiellen Interessen derselben und der Bevölkerung vollständig gewahrt worden sind.

Die Abmachungen sind charakteristisch für die Auffassungen, wie solche in China herrschen.

In beiden Fällen sind es chinesische Gesellschaften gewesen, denen die Konzessionen ursprünglich erteilt worden sind und die sie dann an das englisch-italienische Syndikat abgegeben haben. Herr Luzzatti hat die betr. Verhandlungen mit vielem Geschick geführt. Auf die die Minengerechsamkeit in Honan bezüglichen Abmachungen vom 21. Juni 1898 entfallen im wesentlichen die nachstehenden Bestimmungen: Die betreffenden Bergwerke, nördlich vom gelben Fluss, sollen festgestellt und aufgenommen und die Pläne dem Gouverneur von Honan zur Genehmigung vorgelegt werden. Wo Bergwerksland Privaten gehört, soll Miete oder Ankauf mit dem Eigentümer zu verständigen Preisen abgeschlossen werden.

Die Yü-fêng-, d. h. die chinesische Gesellschaft darf eine Anleihe bis zu 10 Millionen Taeln aufnehmen. Sollte der Betrag nicht ausreichen, dann darf die Gesellschaft nur vom Peking-Syndikat Geld leihen. Alle Kontrolle bei der Verwaltung, der Ausbeutung, des Beamtenpersonals und der Finanzen soll durch die Direktoren des Peking-Syndikats und den Vorsitzenden der Yü-fêng-Gesellschaft ausgeübt werden.

Jedes Bergwerk muss einen fremden Ingenieur und einen chinesischen Verwalter haben, von denen der erstere allen Arbeiten vorsteht, der letztere alle Beziehungen zwischen Fremden und Chinesen vermittelt. Der fremde Ingenieur kontrolliert alle Ausgaben, der chinesische Verwalter prüft dieselben.

Wo gearbeitet werden soll, muss zuerst eine Verständigung mit dem Landeigentümer herbeigeführt werden, um ihn für Verluste an seinen Ernten zu entschädigen. Kirchhöfe und Grabstätten müssen geschont werden. Wo Schaden an Leib und Leben zugefügt wird, hat die Gesellschaft billige Entschädigung zu leisten. Um Zwistigkeiten zwischen den Beamten und der Bevölkerung zu vermeiden, müssen bei jedem Bergwerk geeignete Massnahmen getroffen werden.

Zu diesem Zweck wird der Gouverneur einen Deputierten ernennen, und das Syndikat einen Notablen wählen, welche beide von dem Syndikat zu bezahlen sind.

Zunächst haben selbstverständlich fremde Ingenieure und Werkmeister Verwendung zu finden, später aber sollen die Yü-fêng-Compagnie und das Syndikat für diese Funktionen passende Chinesen aussuchen, für Stellen mit geringerer Verantwortlichkeit sollen überhaupt ausschliesslich Chinesen und zwar Honanleute verwendet werden. Die Bergleute sollen vornehmlich Honanleute sein und einen ausreichenden Lohn erhalten; ferner sollen Reglements über die Arbeitsdauer u. s. w. ausgearbeitet werden.

Das Syndikat soll auf seine Kosten eine Bergwerksschule einrichten und in dieselbe 20 bis 30 fähige junge Leute aufnehmen.

Das Syndikat soll, nachdem das für jede Mine erforderliche Kapital festgesetzt worden ist, Aktien in Höhe desselben ausgeben, von denen Chinesen jeden beliebigen Betrag erwerben können. Chinesen können solche Aktien von der Yü-fêng Gesellschaft zum Marktpreise oder auf offenem Markte erwerben. Falls Chinesen innerhalb der festgesetzten 60 Jahre drei Viertel aller Aktien einer Mine erworben haben, kann dieselbe von dem Syndikat erworben werden, d. h. dem Syndikat abgekauft werden.

Die chinesische Regierung erhält ein Recht, Fabrikationssteuern von 5% der Brutto-Ausgaben zu erheben; von dem Gewinn gehen 6% Zinsen auf das Kapital, 10% für Amortisation, bis dieselbe vollständig getilgt ist. Von dem Rest erhält die chinesische Regierung 25%. Die Produktionssteuer von 5% soll in Zukunft von allen Bergwerksunternehmungen erhoben werden. Die Regierung übernimmt keine Verantwortlichkeit für das aufgebrachte Kapital.

Die Rechnungen für die einzelnen Bergwerke müssen auseinander gehalten werden, und der Gewinn des einen darf nicht zur Ausgleichung des Verlustes eines anderen benutzt werden. Alle Maschinen, Material u. s. w. sollen bei der

Einfuhr denselben Regeln unterliegen, wie die für die Kaipingminen und sonstigen chinesischen Gesellschaften eingeführten, d. h. sie sollen einen und einen halben Eingangszoll an das fremde Seezollamt zahlen und von allen Inlandssteuern befreit sein, d. h. den Eingangs- und den Transitzoll. Die Erzeugnisse der Minen zahlen bei der Ausfuhr den tarifmässigen Zoll.

Das Syndikat kontrolliert die Bergwerke für 60 Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit gehen alle Bergwerke, neue, alte, zahlende oder mit Verlust arbeitende, mit dem ganzen Material, Baulichkeiten, Land, Eisenbahnen, Brücken und alles mit dem Kapital der Bergwerke erworbene Eigentum gratis an die chinesische Regierung über. Von Chinesen bearbeitete Minen, die innerhalb des Gebietes liegen, können, wenn der Eigentümer willig ist, von ihm gemietet oder gekauft werden, dürfen ihm aber nicht fortgenommen werden.

Wo es erforderlich ist, Wege oder Brücken anzulegen, Flüsse oder Kanäle zu öffnen, oder zu vertiefen, oder Zweig-Eisenbahnen zu vollenden, um sie mit Hauptlinien oder schiffbaren Wasserläufen zu verbinden, um den Transport von Kohlen, Eisen oder anderen Produkten der Honan Minen zu erleichtern, soll das Syndikat auf seinem an den Gouverneur der Provinz gerichteten Bericht ermächtigt sein, auf eigene Kosten damit vorzugehen. Von Zeit zu Zeit sind Reglements für die Zweigbahnen zu machen.

Das für die erlaubten Arbeiten erforderliche Land soll nach den bereits für andere öffentliche Gesellschaften bestehenden Vorschriften erworben werden. Privateigentum muss geachtet und die Behörden um Schutz angegangen werden.

Am Ende jeden Jahres soll ein gedruckter Rechnungsabschluss für jedes Bergwerk veröffentlicht und ein allgemeiner Rechnungsabschluss dem Gouverneur eingereicht werden.

Da diese Bergwerke unter der Oberhoheit Chinas stehen, so soll, wenn sich China im Kriege mit einer anderen Macht befindet, das Syndikat den Befehlen der chinesischen

Regierung gehorchen, die eine Unterstützung des Feindes untersagen.

Das sind, wie Sie sehen, ebenfalls Bestimmungen, wie sie kaum hier bei uns für die Regierung wie für die Besitzer der Bergwerke günstiger getroffen werden könnten, und trotzdem hat sich das grosse englische Syndikat, an dem auch Rothschild stark beteiligt ist, mit diesen Bestimmungen einverstanden erklärt.

Sir Claude M. Mac Donald, der englische Gesandte in Peking, äusserte sich in seinem Begleitbericht vom 27. Mai 1898 über diese Vereinbarungen, wie folgt:

„Die Vereinbarungen sind von Herrn Luzzatti aufgesetzt, der allein für dieselben verantwortlich ist. Ich unterlasse es, dieselben zu kritisieren; aber es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Konzession, wenn verständig ausgeführt, von ungeheurem Werte sein wird.“

Ich habe über diesen Punkt deswegen so eingehend gesprochen, weil es absolut notwendig ist, dass man sich von der Illusion frei macht, als ob jeder Fremde, der nach China ginge, dort souverän wäre. Die Chinesen verstehen ihre Interessen sehr gut zu wahren und haben keinen Grund, sich ein „Imperium in Imperio“ aufdrängen zu lassen. Es ist nur unter geordneten Verhältnissen möglich, mit Profit zu arbeiten. Und wenn man sieht, dass Leute, die sehr gut verstehen, was sie wollen, die ihre Vorteile sehr gut zu wahren wissen, sich auf solche Bestimmungen einlassen, so weiss man, dass das auch von unserer Seite recht gut geschehen kann.

Lassen Sie mich an das Gesagte zum Schluss noch eine Bemerkung knüpfen.

In der Presse, in der englischen sowohl wie der anderer Länder ist es Sitte geworden, von einer Aufteilung des chinesischen Reiches als unmittelbar bevorstehend zu sprechen. Diejenigen, welche so etwas sagen und schreiben, haben sich aber nie die Mühe gegeben, sich mit den in Frage kommenden Zielen auch nur oberflächlich bekannt zu machen.

Ich meine nicht, dass man bei uns daran denkt, etwas derartiges in Shantung thun zu wollen, ich beziehe mich auf diese Provinz nur, weil uns die Verhältnisse derselben näher liegen und besser bekannt sind. Die Provinz ist beinahe doppelt so gross als das Königreich Bayern, nämlich 145 000 Quadratkilometer gegen 75 000 und zählt ca. 26 Millionen Einwohner. Wenn man, billig gerechnet, annimmt, dass für je 1000 oder 2000 Mann ein Mann zur Aufrechterhaltung der Ordnung notwendig wäre, bei einer Bevölkerung, die nicht besonders geneigt sein dürfte, sich unser Wesen aufdrängen zu lassen, so würde dies zwischen 13 bis 26 000 Mann betragen, die wir dort halten müssten. Bei anderen Nationen, welche weit grössere Interessensphären als wir in China haben, würde die Zahl eine noch weit grössere sein müssen. Ich möchte daher annehmen, dass auch keine einzige europäische Macht daran denkt, sich in dieser Weise in China festzusetzen. Das schliesst aber nicht aus, eventuell für die Aufrechterhaltung der Ordnung einzuschreiten und die für diesen Zweck erforderlichen Massregeln zu ergreifen, es sind das Lasten, die nicht zu vermeiden sind, weil wir mit gewissen Rechten auch gewisse Pflichten übernommen haben. Aber von da bis zur Beseitigung der chinesischen Regierung und zu einer Aufteilung des chinesischen Reichs ist ein Schritt, an den der Gedanke denen, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewusst sind, vollständig fern liegen dürfte. Einzelne englische Kreise arbeiten freilich nach dieser Richtung hin, aber die englische Regierung selbst hat bis jetzt jede Gelegenheit wahrgenommen, sich in der allerbestimmtesten Weise ablehnend gegen solche Gedanken zu verhalten. Und das ist erklärlich. Man braucht sich nur England im Besitz des Yangtze-Thals und in dem letzteren eine englische Armee zu denken, um zu verstehen, welches bequeme Angriffsobjekt dieselbe für den Gegner Englands in Asien bilden würde. England hat aber jedes Interesse, die Angriffslinien gegen seinen Besitz möglichst auf das Meer zu verlegen; ist es doch in diesem Augenblick bemüht, durch

die übermässige, mit grosser Hast betriebene Vermehrung seiner Flotte seine möglichen Gegner auf dem Gebiete der maritimen Rüstungen finanziell lahm zu legen; es ist daher kaum anzunehmen, dass gerade England daran denken sollte, sich in China ein zweites Indien zu schaffen. Ich glaube im Gegenteil, dass England wie alle anderen Nationen ein Interesse daran hat, die chinesische Regierung zu stärken und sie für die Aufrechterhaltung der Ruhe verantwortlich zu machen. Der Vergleich mit Indien hat ja manches verlockende, aber diejenigen, die sich auf denselben berufen, übersehen dabei, dass die Eroberung Indiens 250 Jahre in Anspruch genommen hat, und dass England bei derselben in der Eifersucht der verschiedenen Stämme und Dynastien unter einander eine sehr erhebliche Unterstützung gefunden hat, eine Unterstützung, die in China ganz in Wegfall kommen würde. Dem gegenüber wird von manchen behauptet, dass dies nicht zutreffend sei, da man von den Chinesen nicht als von einer Nation sprechen könne. Das ist auch nach manchen Richtungen unzweifelhaft richtig; fehlt doch z. B. das Band einer gemeinsamen Sprache, denn nicht allein dass der Süd- und Nordchinese sich nicht miteinander verständigen können, es trifft dies häufig, besonders im Süden schon bei den Bewohnern von nur wenige Meilen von einander entfernten Dörfern zu. Dafür besitzen die Chinesen aber etwas anderes: eine gemeinsame, dreitausend Jahre alte Morallehre, die heute noch ebenso lebensfähig ist wie zur Zeit des Konfuzius. Freilich ihre Expansionskraft hat diese Lehre, die sich einst über alle Staaten Ostasiens ausdehnte, und mit ihr das chinesische Volk, wenigstens als politischer Faktor, verloren, aber ihre Cohäsionskraft hat sie behalten, denn sie beruht auf dem, was in China mehr als in irgend einem andern Lande die Grundlage des ganzen Gemeinwesens, des Reichs und der Verwaltung desselben ist, der Familie. Das ist ein Punkt, den wir nicht scharf genug ins Auge fassen können, wollen wir uns nicht einer vielleicht verderblichen Täuschung hingeben. In allen solchen Fragen handelt es sich darum, sich über die thatsächlichen Verhält-

Verhältnisse der Chinesen untereinander und mit den Fremden

nisse klar zu werden und mit denselben und nicht mit persönlichen Anschauungen und Wünschen zu rechnen.

Ich freue mich, meinen Ausführungen hinzufügen zu können, dass nach mir zugegangenen an Ort und Stelle in Tsintau eingezogenen Nachrichten dort das Möglichste geschehen und fleissig gearbeitet worden ist. Die Kanalisation der Stadt ist vollständig fertig; die Strassenregulierung ist gleichfalls in Angriff genommen und würde schon weiter vorgeschritten sein, wenn nicht einige der provisorisch errichteten amtlichen Baulichkeiten den neuanzulegenden Strassenzügen im Wege ständen und erst die Errichtung der definitiven Gebäude abgewartet werden müsste, bis mit dieser Arbeit fortgeschritten werden kann.

Ein jeder, der dort gewesen und nach hier zurückgekommen ist, versichert, dass in Tsintau gut und fleissig und für die Zukunft gearbeitet worden ist. Vergessen wir dabei nicht, dass dort, wie überall, nicht geerntet werden kann, bevor nicht gesäet worden ist, und dass es andauernder rastloser Thätigkeit bedürfen wird, um unseren Plänen, Wünschen und Hoffnungen einen praktischen Erfolg zu sichern. Und wenn ein jeder dort und in der Heimat sich an dieser Arbeit beteiligt und in diesem Sinne weiter wirkt, dann wird auch die neue deutsche Erwerbung, die die Initiative Sr. Majestät des Kaisers uns gegeben, frucht- und nutzbringend sein und für Deutschland eine Quelle der Freude, der Befriedigung und des Stolzes, wie auch der Macht und des Gewinnes werden. Das walte Gott!

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Berlin SW., Wilhelm-Strasse 29.

- Ueber Tropenhygiene, Dr. Schön . . . . . M. 0.60
- China, in ethischer, industrieller u. politischer Beziehung,  
von Brandt, Wirkl. Geh. Rat Kaiserl. Deutscher Ge-  
sandter a. D. . . . . M. 0.60.
- Deutsche Kolonien in Australien, Dr. Franz Kronecker . . M. 0.30.
- Die Goldlagerstätten und der gegenwärtige Stand des  
Goldbergbaues in Australasien, Schmeisser, Ober-  
bergrat . . . . . M. 0.80.
- Meine Reise nach Brasilien, Dr. Hermann Meyer . . . . M. 0.40.
- Der Kampf um den Ostasiatischen Handel, mit Karte,  
C. Busley, Professor, Geh. Regierungsrat . . . . . M. 1.20.
- Reisebilder aus Deutsch-Süd-West-Afrika mit Karte, Th.  
Rehbock, Regierungs-Baumeister . . . . . M. 1.—.
- Uebe mit Karte, Glauning, Prem.-Lieutenant in d. Kaiserl.  
Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika . . . . . M. 1.—.
- Ein Ausflug nach Kiau-Tschou, Franzius, Geh. Ober-Baurat,  
mit an denselben anknüpfenden Ausführungen von  
Excellenz Wirkl. Geh. Rat von Brandt nebst einer  
Karte von Ostasien mit der Kiau-Tschou-Bucht in drei-  
fachem Farbendruck . . . . . M. 1.—.
- Die Wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas, mit  
3 Karten und 6 Abbildungen, Dr. Stuhlmann, Regierungs-  
rat und Abteilungschef beim Gouvernement von Ost-  
Afrika . . . . . M. 1.50.
- Meine Aequatorial-Ostafrika- u. Uganda-Expedition 1896/97,  
mit 1 Karte von Dr. Max Schöller . . . . . M. 1.20.
- Meine Reisen in Syrien und Palästina. Mit besonderer  
Berücksichtigung der dortigen Deutschen Tempel-  
gemeinden v. Said Ruete, Prem.-Leutn. Mit 1 Karte . . M. 0.80.
- Aerztliche Beobachtungen in den Tropen, Dr. R. Koch,  
Geh. Medizinalrat, Professor . . . . . M. 1.20.
- Deutsch-Südwest-Afrika, Major Leutwein, Kaiserl. Landes-  
hauptmann. Mit einer Karte. 1898 . . . . . M. 1.—.
- Eine starke Flotte — eine Lebensbedingung für Deutsch-  
land. Von einem Vaterlandsfreunde . . . . . M. 0.30.
- Kolonien und Flottenfrage. M. von Brandt, Wirkl. Geh. Rat  
Kaiserl. Deutscher Gesandter a. D. . . . . M. 0.60.
- Betrachtungen über die Transvaalfrage und die Verstimmung  
zwischen Deutschland und England von Vs. . . . . M. 0.30.
- Was ist Kiautschou wert? Dr. Michaelis, Oberregierungsrat . M. 0.50.
- Das Tote Meer und der Untergang von Sodom und Gomorrha.  
Dr. Max Blanckenhorn. Mit einer Karte und 18 Voll-  
bildern nach Original-Aufnahmen . . . . . M. 1.—.
- Die Deutschen und der Orient. Ein Umblick und ein Aus-  
blick von Carl Conradt. 1898 . . . . . M. 1.—.
- Ergebnisse meiner Reisen in Deutsch-Ostafrika. W. Born-  
hardt, Bergassessor. 1899 . . . . . M. 0.60.
- Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission. Pater Adams.  
Mit einer Karte. 1899 . . . . . M. 1.—.

Verlag von Dietrich Reimer (ErnstVohsen),  
Berlin SW., Wilhelm-Strasse 29.



— Zweites Hundert-Tausend! —

## Kleiner Deutscher Kolonialatlas.

Herausgegeben von der  
Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Zweite, durch eine Karte von Ost-China, Kiau-Tschou vermehrte Auflage.  
2 Uebersichtskarten und 6 Karten der Schutzgebiete.

Preis gebunden in Leinwand 1 Mark, geheftet 60 Pfennig.

### Deutsch - Südwest - Afrika.

Seine wirtschaftliche Erschliessung  
durch die Nutzbarmachung des Wassers  
von

Th. Rehbock.

Mit Lichtdrucken und Karten.

Preis eleg. geb. M. 14.—, kart. M. 12.—.

### Deutsch-Südwest-Afrika.

96 Lichtdrucke nach Photographien aus  
dem Herero- und Namalande,  
während einer Forschungsreise 1896/97  
aufgenommen von

Th. Rehbock.

Quer-Oktav. — Mit einer Karte.

Preis eleg. geb. M. 8.—.

## SCHANTUNG

und seine Eingangspforte

## KIAUTSCHOU

von

Ferdinand Frhr. von Richthofen. Preis elegant gebunden M. 10.—.

Mit 3 grossen Karten ausser Text  
(1 topographische und 1 geologische Karte der  
Provinz Schantung u. 1 Karte des nordöstlichen  
China)

3 kleinen Karten im Text  
und  
9 Lichtdrucktafeln.

## Durch Syrien und Kleinasien.

Reiseschilderungen und Studien aus dem Jahre 1896.  
von Roman Oberhummer und Heinrich Zimmerer.

Ca. 20 Bogen gr. 8<sup>o</sup> mit 15 Lichtdrucktafeln und ca. 50 Abbildungen im Text, sowie  
einer Uebersichtskarte von Dr. B. Hassenstein.

— Preis elegant gebunden M. 18.—. —

## Vom Mittelmeer zum Persischen Golf.

Durch den Hauran, die Syrische Wüste und Mesopotamien  
von Dr. Max Freiherr von Oppenheim.

Zwei Bände gr. 8<sup>o</sup> mit 72 Vollbildern, über 200 Abbildungen im Text und drei Karten  
von R. Kiepert.

— Preis elegant gebunden M. 20.—. —

## Die Generalakte der Samoa-Konferenz

mit einer Karte:

## • • • Die Samoa-Inseln • • •

und die gegenwärtigen Besitzverhältnisse der Kolonialstaaten im Indischen und  
Grossen Ozean. Herausgegeben von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

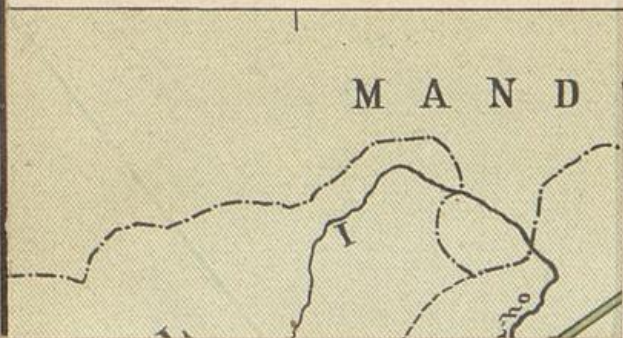
— Preis in Umschlag M. 1.—. —

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.

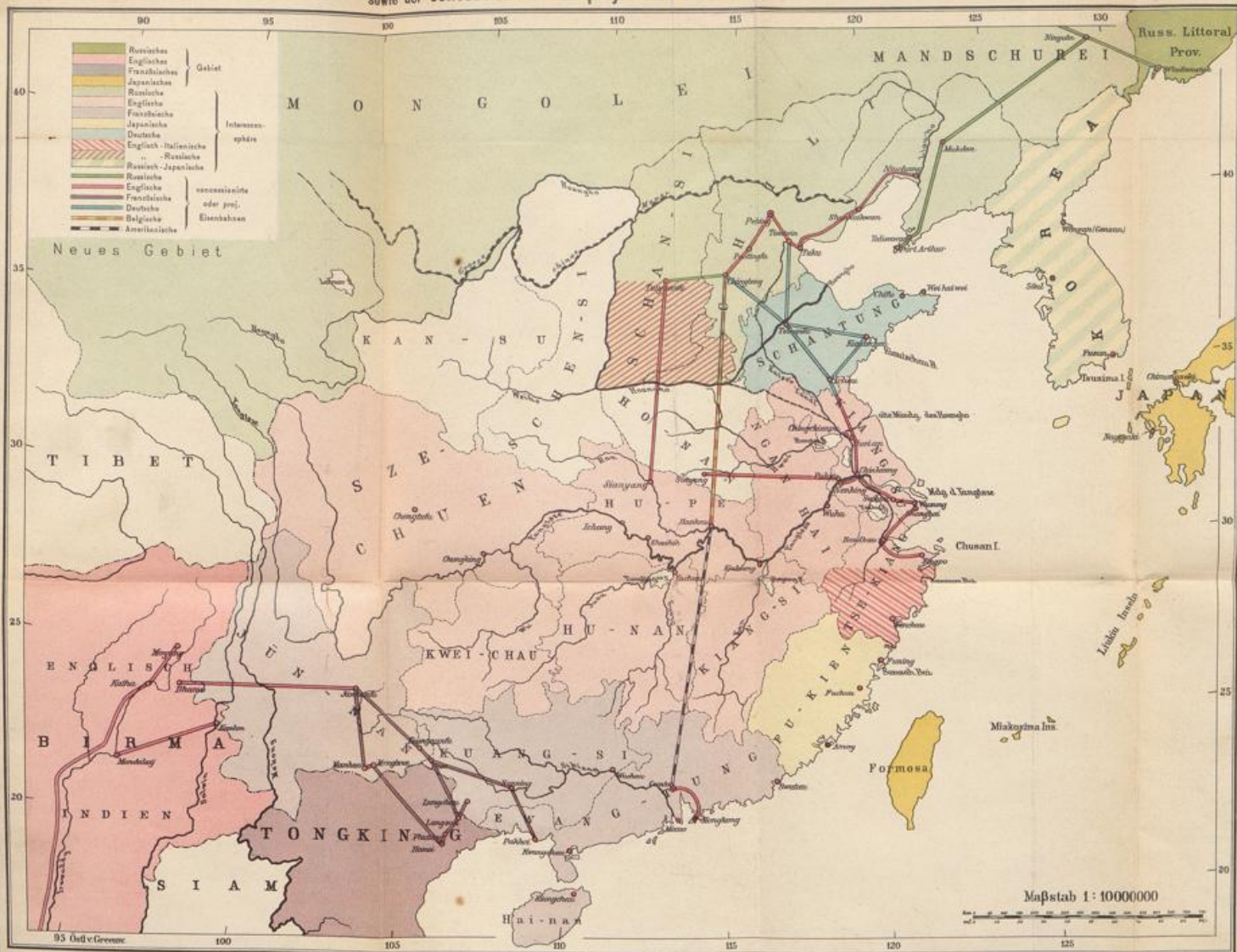
nsphären  
nen in Ostasien.

120

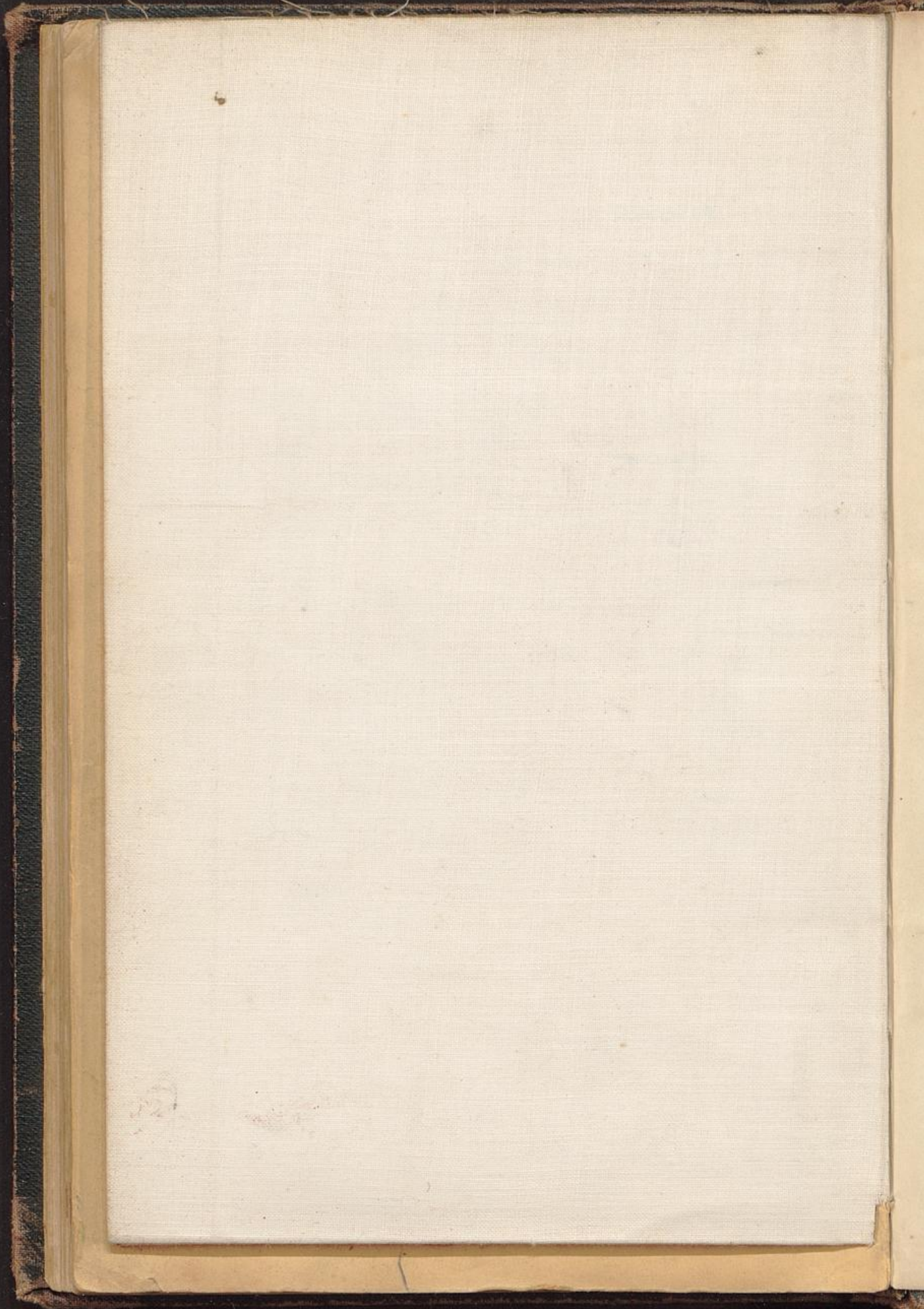
M A N D

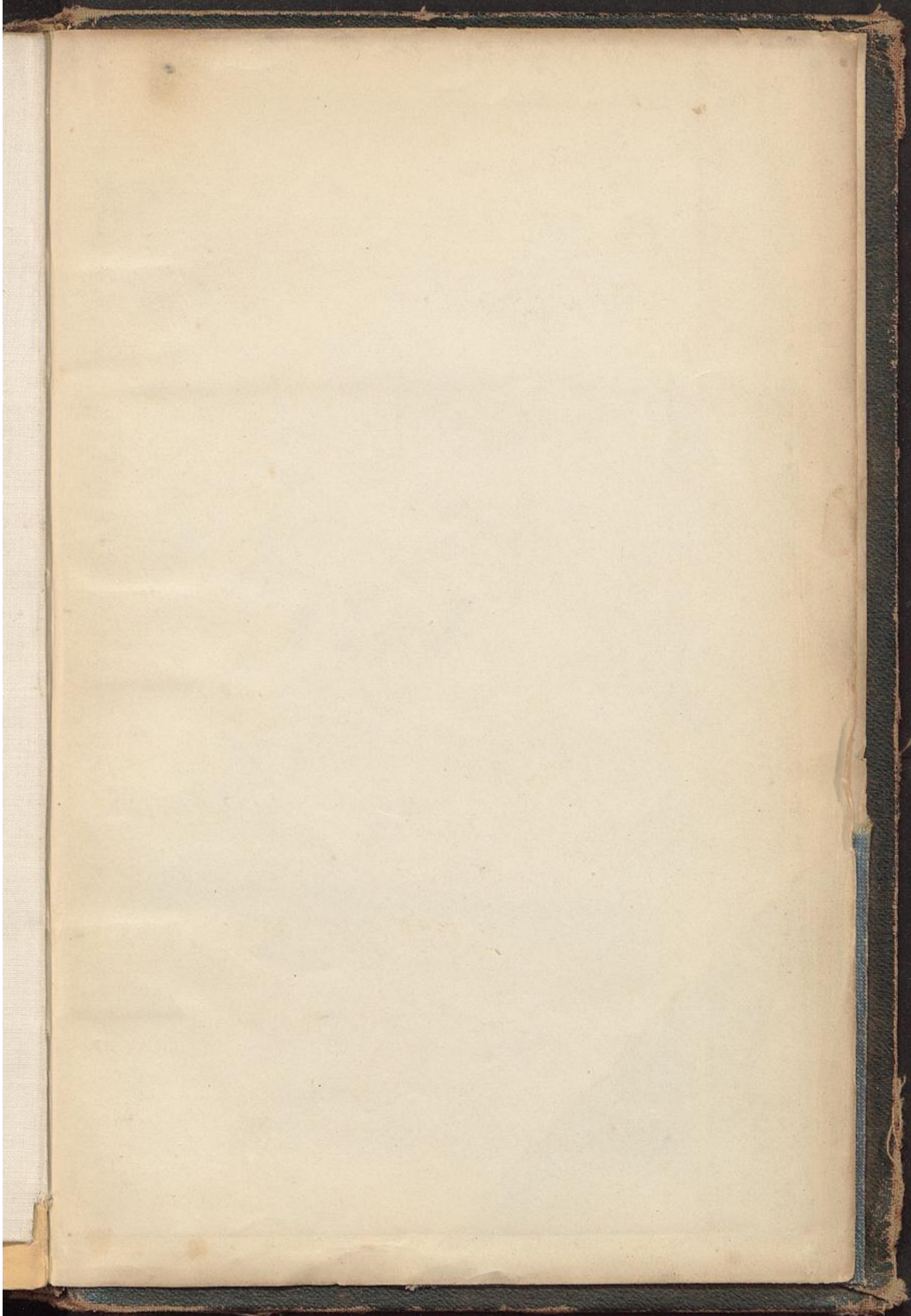


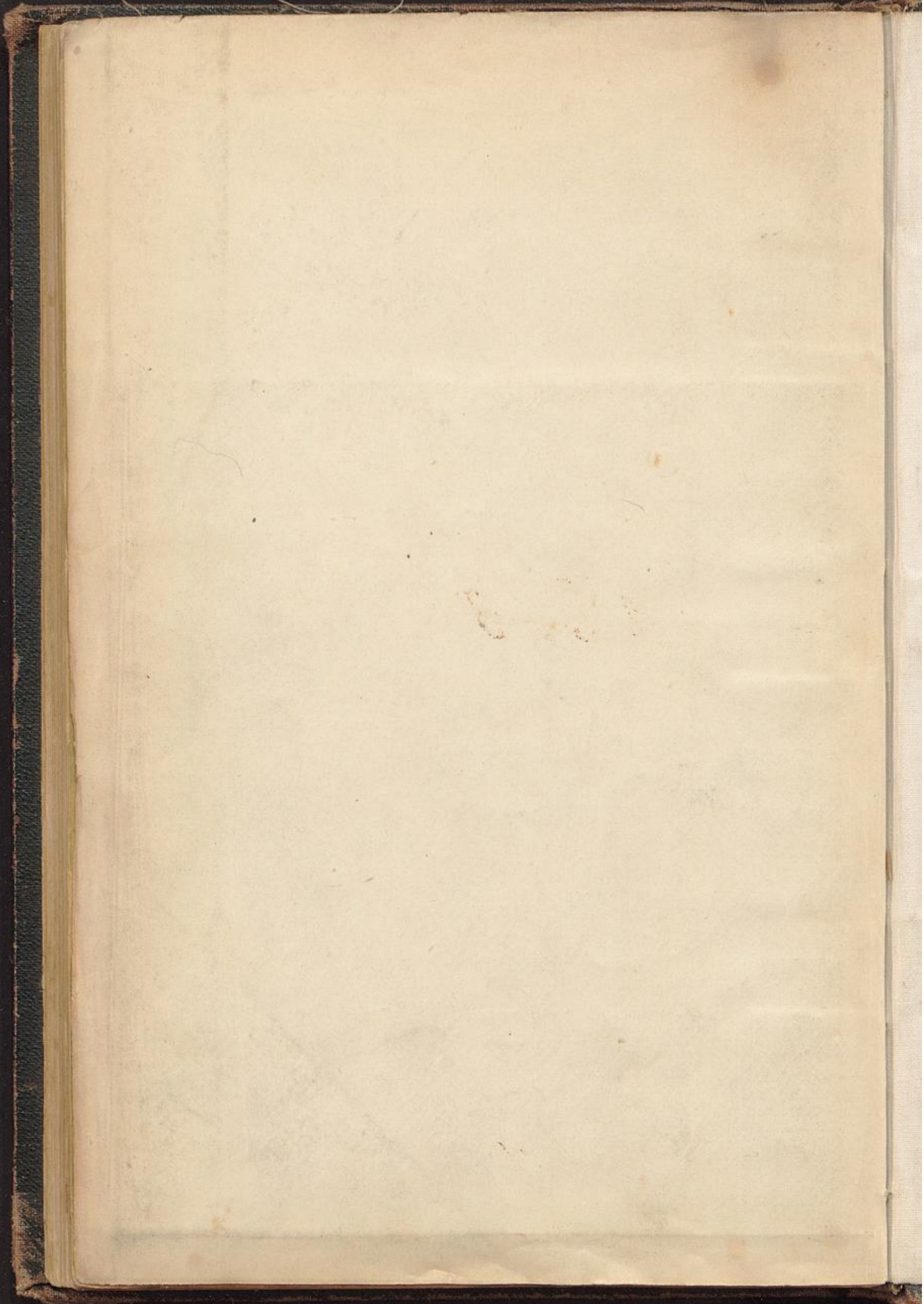
Kartenskizze der Besitzverhältnisse und Interessensphären  
sowie der concessionirten und projectirten Eisenbahnen in Ostasien.



Geographischer Institut der Universität Berlin



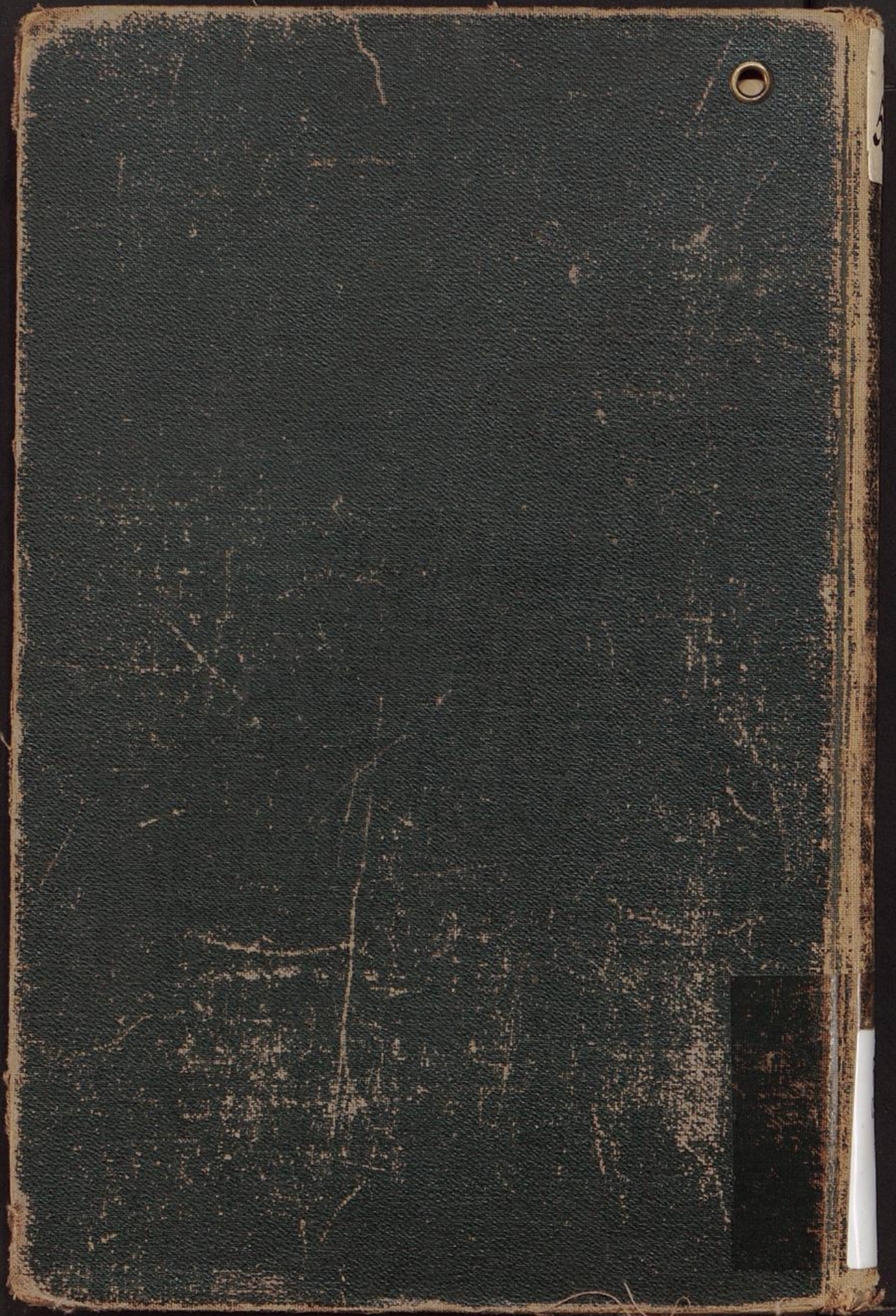




2 Ev 3

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

W. Vogt  
Buchbinderei  
Bremen, Langenstr. 32.



F.c.  
568

FC  
0568  
-3